Mensch und Gemeinschaft

Kleine Schriften zur Individualpsychologie.

Herausgegeben von
Fritz und Ruth Künkel.

Inhalt:

Preis
1 Mark



A. HOFFMANN'S VERLAG G.M.B.H. BERLIN O. 27.


BUCHHANDLUNG
PERLES
WIEN (GRABEN)
I.SEILERGASSE 4

Dr. med. F. Künkel:

Die Grundbegriffe der Individualpsychologie.

I. Einheitlichkeit.

Psychologie ist die Lehre vom Innenleben. Das Wort Individuum kennzeichnet den Menschen als unteilbares Wesen. Individualpsychologie bedeutet also: diejenige Lehre vom Innenleben des Menschen, welche die menschliche Person als unteilbare Einheit betrachtet.

Damit ist gesagt: die Individualpsychologie erforscht nicht die Teile des Seelenlebens, die Triebe, Gefühle und Gedanken, sondern das Ganze, das diese Teile hervorbringt, nämlich den Menschen, der will, fühlt und denkt. Wenn wir z. B. sehen, daß jemand zweifelt, und sich durchaus nicht entscheiden kann, so fragen wir nicht, welche Triebe da in seiner Seele miteinander ringen. Das hieße, nach den Teilen fragen und das Ganze vergessen. Sondern wir fragen nach der Persönlichkeit des Zweiflers. Wir sind erst zufrieden, wenn wir einsehen, zu welchem Zweck dieser Mensch in dieser Lage unentschieden bleibt, wozu ihm sein Zweifeln dient, welchen Sinn es in seinem Lebensplan erfüllen soll. Es kommt uns also nie darauf an, eine einzelne Handlung für sich zu verstehen. Denn wir verstehen sie doch nur, wenn wir den Menschen verstanden haben, der sie tut. Und den Menschen verstehen wir erst, wenn wir das Ziel kennen, auf das alle seine Lebensvorgänge hindeuten. Von diesem Ziele aus müssen die Wege und Umwege seines Lebens, seine Taten und Pläne, seine Freuden und Leiden ein einheitliches und verständliches Bild ergeben, wenn sie auch anfangs noch so widerspruchsvoll erscheinen.

II. Zielstrebigkeit.

Der Grundgedanke der Individualpsychologie läßt sich folgendermaßen ausdrücken: alles was ein Mensch fühlt, denkt und will, ja alles, was in seinem Innern vorgeht, ist einheitlich auf ein bestimmtes Ziel gerichtet. Wer das Ziel kennt, kennt den Menschen, und wer das Ziel ändert, ändert den Menschen.

Ein Beispiel soll dies erklären. Freilich muß dieses, und ebenso alle folgenden Beispiele der Kürze und Deutlichkeit wegen sehr kraß geschildert werden. Dadurch kann leicht der Eindruck entstehen, als gelte das Gesagte nur für Ausnahmefälle. Aber die gleichen Gesetze, die beim groben Menschen grob wirken, gelten beim zarteren in zarterer Form. Es muß dem psychologischen Scharfsinn des Lesers überlassen bleiben, die einfachen schematischen Vorbilder für die Durchforschung der vieldeutigen und verwickelten Wirklichkeit nutzbar zu machen.

Zwei Männer gehen durch einen Buchenwald. Der erste sieht hellgrünes Licht und düstere Schatten, er fühlt das Wachsen und Werden in den Baumkronen oben und das Vergehen im welkenden Laub am Boden, er denkt an den ewigen Kreislauf von Tod und Leben, und als er den Wald verläßt, hat er den Plan zu einem Gemälde im Kopf. — Er ist ein Maler.

Der andere sieht überall Bauholz und Brennholz, sieht die Bahnstation und den Weg vom Walde zur Bahn, er fühlt den Anreiz eines guten Geschäftes, er denkt an Unkosten und Risiko, und als er den Wald verläßt, ist sein Entschluß gefaßt: er kauft das Holz. — Er ist ein Kaufmann.

Das gleiche äußere Ding, der Wald, wird für die Beiden zu ganz verschiedenen inneren Erlebnissen. Aber für jeden ist sein Erlebnis einheitlich und ohne Widerspruch. Bei dem einen läuft alles auf Geldverdienen hinaus; dem anderen kommt es nur darauf an, das Geheimnis des Lebens im Kunstwerk zu erfassen.

Vom Ziele der Persönlichkeit hängt die Auswahl und die Auffassung der Erfahrungen ab. Man achtet nur auf das, was mit dem Ziele in Zusammenhang steht; das andere übersieht man. Der Maler achtet auf Farben und Linien, der Kaufmann auf die Gelegenheit zum Geldverdienen. Ebenso ist die Art, wie wir ein Ereignis beurteilen, und demzufolge auch das Erleben von Glück und Unglück, durch unser Ziel bestimmt. Nur was uns dem Ziele näher bringt, ist Glück, nur was uns auf diesem Wege hindert, ist Unglück. Ein vom Wind zerbrochener Baum kann den Maler in Entzücken und den Kaufmann in Kummer versetzen. „Wat dem enen sin Ul, is dem annern sin Nachtigal."

So weit wird man leicht einsehen, daß bei jedem Menschen die Lebensvorgänge einem einheitlichen Ziel zustreben, und daß das Ziel für jeden ein anderes ist. Schwieriger wird es, wo bei einem Menschen scheinbare Widersprüche zwischen verschiedenen Zielen auftreten. Aber gerade da erweist die Individualpsychologie ihre Brauchbarkeit.

III. Verschiedene Wege zum gleichen Ziel.

Nehmen wir an, der Holzhändler ist uns als ein äußerst geiziger Mann bekannt. Aber manchmal sitzt er nächtelang im Wirtshaus, hält die Bauern frei und vergeudet in wenigen Stunden mehr Geld, als er sonst in vielen Wochen zum Leben braucht. Was hat dieser scheinbare Widerspruch zwischen Sparsamkeit und Verschwendung zu bedeuten?

Um den einheitlichen Sinn beider Eigenschaften zu finden, braucht man sich das Benehmen des Mannes nur genauer anzusehen. Er renommiert, erzählt den Leuten, daß er eine Villa in Monaco besitze, und daß der Finanzminister sein Freund sei. Vor allem aber: er legt Wert darauf, daß man sieht, wieviel Geld er ausgibt. Sein Ziel dürfte etwa heißen: ein reicher Mann sein; oder genauer gesagt: das Leben eines reichen

Mannes führen, als reicher Mann gelten. Sein Ideal, — sein Leitbild, wie wir es nennen — ist Hugo Stinnes. Er benimmt sich immer so, wie nach seiner Meinung Hugo Stinnes sich benehmen würde. Er strebt danach, Geld anzuhäufen und bewundert zu werden. Beides sind nur verschiedene Wege zu dem gleichen Ziel: zur Machtstellung des reichen Mannes.

Aehnlich lassen sich bei einiger Uebung alle scheinbaren Widersprüche im Verhalten der Menschen, und auch in unserem eigenen Verhalten, als die verschiedenen Wege erkennen, die zu einem einheitlichen Ziele, nämlich zur Verwirklichung des Leitbildes, hinführen sollen.

IV. Scheinziele.

Oft glaubt jemand sein eigenes Ziel genau zu kennen, und doch steht ein Teil seiner Gefühle, Urteile und Taten mit diesem Ziele in Widerspruch. Der Maler, von dem eben die Rede war, meinte z. B., er habe das Ziel, möglichst vollkommene Bilder zu malen. Aber er fing oft Streit mit seiner Frau an, regte sich über irgendwelche Kleinigkeiten auf und lief dann wochenlang herum, ohne zu arbeiten. Das scheint gar nicht zu seinem Leitbild zu passen. Und er selbst sagte: „Diese Empfindlichkeit hindert mich am Schaffen, aber ich kann nicht gegen sie an. Ich leide grauenhaft darunter, ich zerstöre mir dadurch mein Leben, aber ich kann es nicht ändern.“

Wenn man das Treiben dieses Künstlers längere Zeit mit ansieht, so merkt man, daß er stets voller Pläne und Entwürfe steckt, daß er aber nie ein Bild ganz fertig bekommt. Besonders wenn er zu einer Ausstellung oder für einen Auftraggeber etwas beenden soll, wird er so gereizt und zänkisch, daß es um ihn herum ununterbrochen Streit gibt. Das greift ihn dann so an, daß es ihm unmöglich wird, den Termin einzuhalten. Er muß zur Erholung aufs Land gehen, und von da kommt er regelmäßig mit ganz neuen Ideen und Entwürfen zurück, so daß die alten Bilder unvollendet bleiben müssen, weil sie durch die künstlerische Entwicklung des Meisters längst überholt sind.

Es gehört offenbar zu seinem Lebensplan, daß nie ein Gemälde fertig wird. Offenbar fürchtet er die öffentliche Kritik. Sein eigener Glaube an seine Künstlerschaft ist ihm wichtiger als die tatsächliche Leistung. Die Hauptsache ist für ihn nicht das Schaffen, und auch nicht das Geschaffene, sondern der Schein, der Ruhm, und die Vorrechte des Künstlerlebens.

Tatsächlich erklärt dieses Scheinziel alle Widersprüche und Seltsamkeiten seines Verhaltens. Die große Empfindlichkeit entpuppt sich nun als geeignetes Mittel, immer dann Aufregung, Streit und Arbeitsunfähigkeit hervorzurufen, wenn wieder einmal ein Bild fertig zu werden droht. Und gleichzeitig gewinnt er noch etwas anderes damit. Er beweist nämlich sich und anderen immer wieder, daß alle großen Künstler feinnervig sind, daß sie unsäglich unter der Berührung mit der

Außenwelt leiden, und daß man verpflichtet ist, sie zu schonen, und ihnen das Leben so leicht wie möglich zu machen.

Das erklärt auch einen sehr wichtigen Widerspruch in seinem Verhalten zu den Menschen. Gegen Fernerstehende ist er nämlich überaus liebenswürdig, so daß alle Welt entzückt von ihm ist. Aber seine Familie und seine Freunde quält er bis zur Verzweiflung durch Launenhaftigkeit und Mißtrauen. Das gemeinsame Ziel beider Verhaltungsweisen heißt: „Ihr sollt mich schonen, achten, ehren, und mein großes Künstlertum bewundern.“ Um dies zu erreichen, wendet er in den verschiedenen Situationen, ohne sich darüber klar zu sein, sehr verschiedene Mittel an, aber fast ausnahmslos mit dem gleichen Erfolg: Er wird von Fremden und Bekannten behandelt wie ein rohes Ei.

Dieser Mann hat um die wirkliche Tat niemals zu ringen gewagt, weil er stets die Niederlage zu sehr fürchtete. Stattdessen trachtet er um so rücksichtsloser nach dem Scheine der Tat. Er spielt gewissermaßen Künstler, anstatt es zu sein. Freilich gehört als Voraussetzung zu diesem Spiel, daß weder er selbst noch ein anderer den Betrug durchschaue.

V. Minderwertigkeitsgefühl.

Wie kommt es, daß ein Mensch nur dem Scheine der Tat nachjagt, während er doch glaubt, daß er die wirkliche Tat anstrebe? Die Antwort wurde schon angedeutet: Er wagt es nicht mehr, sich der Gefahr eines Mißerfolges auszusetzen. Sein Mut reicht zur wirklichen Tat nicht aus.

Hier liegt der Schwerpunkt der ganzen Individualpsychologie. Ob jemand ein wirkliches Ziel im wirklichen Leben zu erreichen sucht, oder ob er sich mit einem Scheinziel und mit Scheinversuchen begnügt, das hängt davon ab, wie er sich und seine Kraft einschätzt, und wie sehr er sich vor den Schwierigkeiten des Lebens fürchtet. Damit ist gesagt, daß das Entscheidende in jedem Menschenleben der Mut ist.

Wenn wir also einen Menschen wie diesen Maler verstehen wollen, müssen wir fragen, woher seine Mutlosigkeit stammt. Und wir finden, daß sie schon in der Kinderzeit entstanden ist.

Sein Vater war ein harter Pflichtmensch, der aus dem Jungen, seinem einzigen Kinde, einen musterhaft tüchtigen Beamten machen wollte. Die Mutter war zart, gefühlvoll, und ohne jedes Verständnis für die rauhe Art ihres Mannes. Sie litt sehr unter seiner Härte und suchte Trost in den Werken der Dichtung und der bildenden Kunst. Der Sohn machte frühzeitig die Erfahrung, daß dem Vater keine Leistung genügte. Selbst wenn etwas gut gelang, hatte der Vater immer noch mancherlei auszusetzen. Es gab stets nur Tadel und strenge Belehrung. So setzte sich allmählich in dem Kinde die Ansicht fest, daß es dem Leben nicht gewachsen sei.

Die erste gründliche Begegnung mit der Außenwelt, nämlich der Schulanfang, bestätigte diese Ansicht durchaus. Der Kleine war noch nie mit vielen Altersgenossen zusammengekommen, da man ihn meist von andern Kindern ferngehalten hatte. Nun stand er hilflos und scheu der lärmenden Schar gegenüber. Er konnte sich ihren Spielen nicht anpassen und sich ihrer Neckereien nicht erwehren. So verlor er den Mut immer mehr; und das drückende Gefühl, daß er ein minderwertiges Geschöpf sei, gewann die Oberhand. Er kam sich verlassen, klein, schwach, unbrauchbar und bedauernswert vor. Es ist kein Wunder, daß er auch im Unterricht versagte. Da er von vornherein überzeugt war, daß er alles falsch machen würde, gelang es seiner Lehrerin trotz aller Bemühungen nicht, ihn zum ruhigen Denken und zur klaren Aufmerksamkeit zu bringen.

Hier zeigt sich der Teufelskreis, der den Kern jeder Entgleisung im Leben bildet: weil man sich nichts zutraut, macht man alles falsch, und weil man alles falsch macht, traut man sich nichts zu.

Bei der Entstehung des Minderwertigkeitsgefühls wirken meist viele Ursachen zusammen. Außer der fehlerhaften Erziehung, der Bedrückung oder Verzärtelung durch die Familie, kommen auch Krankheiten, körperliche Schwächen und wirtschaftliche Nöte in Betracht. Der einzige Junge unter mehreren Mädchen und das einzige Mädchen unter mehreren Jungen ist ebenso in Gefahr. Kurz, überall wo ein Kind unter dauerndem Druck steht, ohne daß die Erwachsenen ihm zeigen, wie man sich vor diesem Druck retten kann, muß ein Minderwertigkeitsgefühl zustande kommen.

VI. Geltungsbedürfnis.

Wie wird dieser Junge sich verhalten, um sein mißglücktes Dasein ertragen zu können? Das Leben ist um Auswege und Umwege nie verlegen. Unter dem starken Druck öffnet sich ein Notventil. Der kleine Märtyrer flieht zur Mutter. Er fühlt sich nicht nur verlassen, sondern auch bedauernswert, und die Mutter ist weich und leidet selbst unter dem harten Vater. So ergibt es sich von selbst, daß das Kind bei ihr für alle Leiden und Mißhandlungen der Außenwelt reichlichen Trost findet. Je schlechter es den Beiden unter den Menschen geht, desto inniger verbinden sie sich in gegenseitiger Liebe und Bewunderung.

Um sich vor dem unerfreulichen Alltag nach Möglichkeit zu schützen, verkrochen sich beide in die Taumwelt, in der die Mutter von jeher ihre Zuflucht gefunden hatte. Sie lasen zusammen die Lebensbeschreibungen der großen Künstler und berauschten sich an dem schweren Ringen der unverstandenen Genies. Gleichzeitig fing der Junge an, halb spielend zu zeichnen, und die Mutter fand, daß er überaus begabt war.

Das ermunterte ihn zu kühnen Entwürfen, und bald schwelgten beide in dem Gedanken, daß er ein geborener Maler sei.

Dieser Glaube an die eigene hohe Bestimmung macht es dem Knaben möglich, alle Mißerfolge des Alltags ruhig hinzunehmen. Sein Leitbild heißt jetzt Rembrandt, und Rembrandt war auch ein schlechter Schüler, und wurde auch viel gescholten. Soweit könnte man das Leitbild als Schutzeinrichtung verstehen und für günstig oder gar für notwendig halten. Aber die Kehrseite ist um so schlimmer. Nach der Meinung von Mutter und Sohn darf ein Rembrandt auch in der Kunst keine Niederlage erleiden. Uebungen, Versuche, Lehrlingsarbeiten braucht er nicht auf sich zu nehmen. Ja das Lernen würde schon wie ein Mißtrauen gegen die eigene Begabung aussehen. Also muß man warten, bis der Geist über einen kommt, und das Künstlertum sich ohne Vorbereitung strahlend offenbart. Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Lebensplan zur Entgleisung führen muß.

So ergibt sich folgender Zusammenhang: zutiefst liegt das Minderwertigkeitsgefühl als unmittelbarer Ausdruck der Entmutigung. „Ich bin dem Leben nicht gewachsen, ich darf mich nicht ans Leben heranwagen.“ Das Minderwertigkeitsgefühl treibt ein ebenso starkes Geltungsbedürfnis hervor, als Versuch, sich trotz allem die Daseinsberechtigung zu sichern. „Ich bin als Meister vom Himmel gefallen, ich kann mehr als alle anderen, ich brauche mich mit den Kleinigkeiten des Alltags nicht zu plagen.“ — Auf diese Weise geht man der Gelegenheit zu neuen Niederlagen aus dem Wege. Man ist vor einer Verstärkung des Minderwertigkeitsgefühls geschützt, solange sich die Behauptung von der eigenen großen Begabung aufrecht erhalten läßt.

Das Geltungsbedürfnis ist die natürliche Folge und gewissermaßen die Kehrseite des Minderwertigkeitsgefühls. Der Glaube, daß man sich unten befinde, erzeugt im Dienste der Lebenserhaltung den Glauben, daß man eigentlich nach oben gehöre. Aber der Zwang, oben zu sein, drückt sich stets nur in Scheinzielen aus, deren Verwirklichung durch das Minderwertigkeitsgefühl von vorn herein unmöglich gemacht wird. Die beiden sich scheinbar widersprechenden Züge, Minderwertigkeitsgefühl und Geltungsbedürfnis, ergeben in ihrer Wechselwirkung das einheitliche Lebensbild des entmutigten Menschen.

VII. Schleichwege nach oben.

Je mehr jemand von seiner Minderwertigkeit überzeugt ist, um so krampfhafter muß er sich an ein hohes oder überhohes Leitbild anklammern. Würde er aber merken, daß er sich mit Scheinzielen tröstet, auf deren Verwirklichung es ihm gar nicht ankommt, ja vor denen er sich im Grunde sogar fürchtet, so müßte er diese Scheinziele aufgeben. Er müßte versuchen auf andere Weise durchs Leben zu kommen, was doch wieder nicht möglich ist, da ja die Mutlosigkeit alle wirk-

lichen Taten verhindert. Es gehört also zum Lebensplan des entmutigten Menschen als notwendiger Bestandteil dazu, daß man über den Zusammenhang zwischen seinem Minderwertigkeitsgefühl und seinem Geltungsbedürfnis nicht Bescheid weiß. Man kann darum in solchem Lebensplan stets etwas Unbewußtes, oder besser gesagt, etwas Unverstandenes oder Verschleiertes entdecken.

Die Selbsttäuschung ist die wichtigste List des menschlichen Innenlebens. Sie bewirkt, daß bei dem einen nur das Streben nach dem hohen Ziel (das in Wahrheit ein Scheinziel ist) bewußt wird, während das Minderwertigkeitsgefühl unerkannt bleibt. So war es bei dem eben geschilderten Maler. Bei anderen wieder findet sich im Bewußtsein nur das Gefühl der Minderwertigkeit, während das Geltungsbedürfnis sich ganz im Verborgenen auswirkt. In letzterem Falle entsteht ein Schleichweg, der durch das Leiden und die Erniedrigung, also unten herum, nach oben führt. Er ist so häufig, daß man ihn fast bei jedem Menschen in irgend einem Zuge seines Lebensplanes finden kann.

Da ist ein Mann, der durch achtstündige Bureauarbeit schlecht und recht seine Familie ernährt. Aber wenn er nach Hause kommt, ist er matt und schwach. Er hat Kopfschmerzen, schläft schlecht, und versetzt seine Frau in große Angst, weil er nicht mehr die Kraft aufbringt, sich satt zu essen. Die ganze Familie ist um ihn bemüht, man hängt an seinen Lippen, und es ist Feiertag, wenn er einmal etwas besserer Laune ist als sonst.

Und da ist eine Hausfrau, die ihrem Manne sorgsam alle guten Bissen vorsetzt, sich selber von Brot und Kartoffeln nährt, und mit müder Stimme sagt: „Iß nur! Wenn Du nur genug hast! Auf mich kommt es ja nicht an!“

Beide haben sie das bewußte Ziel, sich für ihre Familie zu opfern. Und beide sind entrüstet, wenn man ihnen zeigt, daß sie sich den Lohn für dieses Opfer, nämlich ihre Märtyrerkrone, gewaltsam selber aneignen. Beide erzwingen, ohne es zu wissen, das Mitleid und die Bewunderung ihrer Angehörigen und Bekannten. Ihr wahres, aber verschleiertes Ziel heißt: ein bewundernswerter und verehrungswürdiger Mensch sein. Das ist ihnen wichtiger als das Wohlbefinden ihrer Familie; denn sonst würden sie diese Familie, der sie doch zu dienen meinen, nicht durch ihre Leiden quälen. Wie es eigentlich um ihr Ziel bestellt ist, zeigt sich deutlich, sobald man ihnen die schuldige Hochachtung verweigert. Dann opfern sie sich sofort dermaßen auf, daß sie zusammenbrechen. Und schließlich, wenn sie im Bett liegen, und der Arzt Ueberanstrengung feststellt, erreichen sie doch noch ihr Ziel: sie sind zu verehrungswürdigen und bedauernswerten Märtyrern geworden. — Freilich darf ihnen nie klar werden, daß der wirklich liebende, und das heißt der mutige Mensch, ganz anders für seine Familie arbeitet als sie, nämlich harmlos, fröhlich, mit weniger Aufdringlichkeit und mit mehr Erfolg.

Auf diese Weise kommen zahllose Leiden zustande. Alles, was man als Nervosität, Neurasthenie und Neurose bezeichnet, ja vieles, was uns als Mißgeschick oder schlechte Veranlagung erscheint, läßt sich als ein solcher Schleichweg verstehen, und unter bestimmten Voraussetzungen auch beseitigen.

VIII. Veranstaltungen. (Arrangements).

Der geheime Lebensplan, nach dem man sich richtet, ohne es zu wissen, hat den Zweck, die Aufgaben des Daseins so zu lösen, wie es dem eigenen Mut und der eigenen Selbsteinschätzung entspricht. Aber je entmutigter ein Mensch ist, um so künstlicher ist sein Lebensplan aufgebaut, um so mehr Scheinziele und Schleichwege sind in ihm enthalten. Dann aber besteht die Gefahr, daß dieser Lebensplan sich als falsch oder schädlich erweist. Darum findet man oft merkwürdige Sicherungen, die dazu bestimmt sind, den Lebensplan trotz aller Schwierigkeiten aufrechtzuerhalten.

Die wichtigste Sicherung ist die Veranstaltung, oder wie wir es nennen, das Arrangement. — Ein junges Mädchen leidet an dem Minderwertigkeitsgefühl, daß die Frauen schwächer und dümmer seien als die Männer. Sich selbst hält es für ganz besonders schwach und dumm, und daraus erwächst sein Geltungsbedürfnis, daß sich in der Anschauung äußert: „Die Frauen sind besser als die Männer. Die Männer sind lüstern und verdorben. Die meisten Ehen scheitern an der männlichen Gemeinheit. Und je höher eine Frau entwickelt ist, um so mehr wird sie durch die Brutalität des Mannes abgestoßen."

Der Lebensplan des Mädchens umfaßt also erstens eine uneingestandene Mutlosigkeit. „Ich bin weniger als ein Mann. Ich kann mich nicht mit einem Manne vergleichen, darum muß ich jedem Manne aus dem Wege gehen." Und zweitens enthält er den bewußten Gegenzug, der dieses Minderwertigkeitsgefühl aufheben soll: „Ich bin zu gut für die Männer, sie erweisen sich alle als schlecht."

Dieser Lebensplan bedeutet eine so starke Umdichtung der Wirklichkeit, daß ihn niemand auf die Dauer anerkennen würde, auch das junge Mädchen selber nicht, wenn es seine Wahrheit nicht immer wieder beweisen könnte. Den Beweis nun verschafft sie sich durch folgende Veranstaltung: Wenn sie einen jungen Mann kennen lernt, so benimmt sie sich, scheinbar ohne es zu wollen, gewiß aber ohne es zu wissen, so herausfordernd wie möglich. Sie äußert freie Ansichten über Liebe und Ehe, klagt ihr Leid, daß sie keinen wirklichen Mann kenne, und nimmt allerlei verführerische Haltungen an. Sobald aber der junge Mann, durch dies Benehmen ermutigt, ihr näher zu kommen sucht, weist sie ihn schroff ab, zieht sich zurück und erklärt: „Da haben wir es wieder gesehen, die Männer sind alle verdorben, lüstern und charakterlos."

Aus diesen Erfahrungen entnimmt sie das Recht, einsam, stolz und unglücklich zu sein. Aber sie würde lieber sterben,

als einsehen, daß sie selber diese Erfahrungen „macht." — Auch in diesem Leben ist ein Teufelskreis wirksam, der das Mädchen von Jahr zu Jahr tiefer in die Vereinsamung hineinschraubt. Weil sie Angst vor dem Manne hat, beweist sie sich, daß die Männer schlecht sind, und weil sie diesen Beweis sieht, hat sie Angst vor dem Manne.

Nicht jede Veranstaltung ist so leicht zu durchschauen wie diese. Manche sind überaus geschickt verborgen, und es gehört viel Uebung und Menschenkenntnis dazu, sie zu entdecken. Aber wenn man ruhig und vorurteilslos beobachtet, und bei jeder Einzelheit fragt „wozu soll das dienen", dann enthüllen sich oft die seltsamsten Menschenschicksale als geheime Veranstaltungen im Dienste des Lebensplanes.

IX. Distanzierung. Aufschub.

Eine besonders häufige und besonders schädliche Art von Veranstaltungen besteht in der Kunst, jede Entscheidung so aufzuschieben, daß man selber keine Schuld an diesem Aufschub trägt.

Bei einem jungen Manne stand das Minderwertigkeitsgefühl im Vordergrund seines bewußten Lebens. Er sagte sich jeden Tag: „Ich bringe es zu nichts, weil ich gegen die Mißgunst der Menschen nichts ausrichten kann." Sein Geltungsbedürfnis trat mehr zurück, aber es war darum nicht geringer. Es deutete sich schon in seiner Lebensauffassung an: „Ich bin gut, und die anderen sind schlecht; stark sind nur die Schlechten, darum müssen die Guten leiden. Ich ziehe es vor, gut zu sein und zu leiden."

Aber sein Verhalten im Leben zeigte, daß er ein weit stärkeres Geltungsbedürfnis besaß. Er ging jeder Entscheidung, jeder Möglichkeit eines Mißerfolges noch sorgfältiger aus dem Wege, als jener Maler. Sein brauchbarstes Mittel für diesen Zweck war der Zweifel.

Sein moralisches „Gutsein" benutzte er, um unter dem Scheine der Pflichttreue sich zu jeder Prüfung so lange vorzubereiten, bis der Termin vorüber war. Wenn er ein Mädchen kennen lernte, das ihm sehr gefiel, geriet er in Zweifel, ob er auch der Richtige wäre, um das geliebte Geschöpf glücklich zu machen. Und er überlegte und zweifelte so lange, bis das Mädchen sich mit einem anderen verlobte. Das gleiche Zögern veranstaltete er, als er sich für einen Beruf entscheiden sollte, und sogar auch, als es nur darauf ankam, ob er am Sonntag in den Wald gehen oder zu Hause bleiben wollte.

Aeußerlich betrachtet war er ein gewissenhafter, arbeitsamer und zuverlässiger Mensch, der aber vom Unglück verfolgt wurde, und dem alles, was er anfing, auf rätselhafte Weise mißriet. Von innen gesehen war er ein Entmutigter, der alle Mißerfolge auf sich nahm, wenn er nur in seiner Selbstachtung keinen Schaden dabei litt. Sein Geltungsbedürfnis gipfelte in

der Behauptung: Ich bin nicht nur gut, sondern auch unfehlbar. Ich habe mich noch nie geirrt. — Und tatsächlich entschied er sich nie falsch, denn er entschied sich überhaupt nie. Weil er den Mut nicht aufbrachte, sich einmal zu irren, irrte er sich, ohne es zu merken, ununterbrochen, indem er vollständig am Leben vorbeilebte.

X. Widerstand.

Da alle Anschauungen, Gedanken, Gewohnheiten und Gefühle einheitlich auf den geheimen Lebensplan eingestellt sind, so würde es begreiflicherweise viel innere Bewegung und Unbequemlichkeit verursachen, wenn man seinen Lebensplan ändern müßte. Darum wehren sich alle Menschen gegen den Gedanken, daß ihr Lebensplan falsch oder gar schädlich sein könnte. Ja die meisten wollen nicht einmal einsehen, daß sie so etwas wie einen Lebensplan mit sich herumtragen.

Das einfachste Mittel, sich gegen diese Einsicht blind zu machen, ist die Berufung auf angeborene Eigenschaften. „Ich bin ein geborener Künstler" sagt der eine, weil sein Leitbild Rembrandt heißt. „Ich bin von Natur unendlich gewissenhaft", sagt der andere, weil er das Leitbild des unfehlbaren Heiligen angenommen hat.

Sie beide verstecken sich hinter einem unabänderlichen Schicksal, weil sie nicht den Mut haben, die Verantwortung für ihr eigenes Leben auf sich zu nehmen. Hätten sie diesen Mut, so würde sich ihr Lebensplan ändern; ihr Verhalten gegen die Umwelt würde sich ändern, das Verhalten der Umwelt gegen sie würde sich ändern, das Schicksal würde sich ändern.

Die Antwort auf den Einwand von den unabänderlichen Eigenschaften heißt: Was geworden ist, läßt sich nicht ungeworden machen, aber wie ich das Gewordene beurteile und was ich damit anfange, das hängt nicht von dem Gewordenen ab, sondern von mir. Festgelegt ist nur, was ich in der Vergangenheit getan habe, aber nicht, was ich heute und morgen tun werde. Die Zukunft hängt von meinem Lebensplan ab, der sich jederzeit ändern läßt. Und mit Hilfe eines anpassungsfähigen Lebensplanes werden sich auch unter den schwierigsten Voraussetzungen die Aufgaben des Daseins noch lösen lassen.

Aber meist nehmen wir lieber ein großes Unglück auf uns, wenn wir uns nur dabei unschuldig fühlen können, als daß wir ein kleines Unglück ertragen, dessen Ursache wir uns selber zuschreiben müssen. Wir verlangen lieber von der ganzen Menschheit, daß sie sich ändert, als daß wir uns selber ändern. Und doch ist unsere Umwelt ein Wald, aus dem es so herausruft, wie wir hineinrufen. Nur sträuben wir uns gegen diese Einsicht solange wie möglich, weil wir sonst auch noch die Verantwortung für die Gesichter unserer Mitmenschen auf uns nehmen müßten. — Wir ziehen es vor, Ausflüchte zu suchen.

Der eine findet die Individualpsychologie so töricht, daß er gar nicht darüber nachzudenken braucht. Der andere findet

sie interessant, vergleicht sie mit anderen Lebensauffassungen, und stellt fest, daß alles schon einmal dagewesen sei. Damit ist die Sache für ihn erledigt. Der dritte merkt, daß man auf diese Weise seinen Mitmenschen mancherlei am Zeuge flicken kann. Und er fängt an, die anderen zu schulmeistern. Er sieht im Wissen ein Mittel, um sich der Umwelt überlegen zu fühlen. Aber er muß sich irren, weil er stets die anderen klein und sich selber groß sehen wird. Er wird nur Widerstände und keine Erfolge erzielen, und der „Undank" seiner Erziehungsobjekte wird ihn verbittern.

Es bleibt nichts übrig, als daß jeder bei sich selber anfängt. Das aber ist so unbequem, daß wir meist nur unter einer Bedingung dazu bereit sind, nämlich wenn die Not uns zwingt. Aber auch dann ziehen wir zuerst noch das Kartenlegen und das Sterndeuten vor, weil dort das Schicksal unabänderlich festgelegt zu sein scheint, so daß wir keine Verantwortung für unsere Erlebnisse und unsere Eigenschaften tragen. Erst wenn alles andere versagt, sind wir gewillt, uns mit den Scheinzielen und den Schleichwegen unseres Innenlebens auseinanderzusetzen.

Eine solche Notlage tritt immer dann ein, wenn der Lebensplan versagt. Dann ereignet sich das, was man einen Zusammenbruch nennt. Dann ist unser Stolz erschüttert, und wir sehen ein, daß irgend ein Grundirrtum unser Leben vergiftet haben muß. Und dann sind wir fähig, das Leben neu anzupacken, und die Verantwortung für unser Schicksal auf uns zu nehmen.

XI. Ermutigung.

Ein junger Mann von sechzehn Jahren hat einen Selbstmordversuch gemacht. Er ist in der Schule nicht versetzt worden, hat das Zeugnis verbrannt und zu Hause erzählt, er sei versetzt. Am letzten Ferientage, als der Betrug herauskommen mußte, schoß er sich in die Brust, aber so ungeschickt, oder so geschickt. daß nur eine ungefährliche Fleischwunde entstand. — Was ist zu tun?

Zunächst sollte man einen Menschen suchen, der so frei von Geltungsbedürfnis ist, daß er sich nie und nirgends, mit keiner Miene und mit keiner Regung seines Gefühls über den Entgleisten zu erheben sucht; und der so frei von Minderwertigkeitsgefühl ist, daß ihm nie und nirgends daß Anlehnungsbedürfnis und das Vertrauen seines Schützlings schmeichelt. In beiden Fällen wäre sein Urteil getrübt, und sein Verhalten falsch, nämlich durch persönliche statt durch sachliche Ziele bestimmt. Wirklich helfend, und das heißt ermutigend, wirkt nur die unbeirrbar sachliche Haltung des Helfers.

Die erste Aufgabe des Helfers ist es, sich und seinem Schützling klar zu machen, um was es sich handelt. Das ist im Falle dieses Selbstmörders nicht schwer. Sein Vater ist ein berühmter Mann, und die Familie hat von jeher von ihm

erwartet, daß er es ebenso weit, wenn nicht noch weiter bringen wird, als der Vater. Er selber verlangte das auch von sich und glaubte doch auch schon zu ahnen, daß er nie recht vorwärts kommen werde. Aus den Erfahrungen seiner ersten Schuljahre zog er die Folgerung, daß er unbegabt sei. Trotzdem hielt er an dem Ziele fest, ein außerordentlich wertvoller Mensch zu werden. Aber das Außerordentliche sah er nicht mehr in der Leistung, sondern in der Ehre. „Als Sohn dieses großen Mannes darf ich mir nichts vergeben, kein Makel darf meinen Namen beflecken."

Auch in der Schule durfte er keine Niederlage erleiden. Seine Unbegabtheit war die einzige Entschuldigung, die er gelten ließ. Zwar war er recht fleißig, weil das mit zu seinem makellosen Ruf gehörte, aber wenn er in die Schule kam, hatte er wieder vergessen, was er zu Hause gelernt hatte. So hielt er seine Sicherung, nämlich den Mangel an Begabung, auch vor sich selber aufrecht.

Als er aber nicht versetzt wurde, empfand er das doch als Flecken auf seiner Ehre. Er ertrug nicht das Zurückbleiben hinter den Klassenkameraden. Sein Lebensplan versagte. Denn die gleiche Veranstaltung, die bisher seine Ehre gerettet hatte, nämlich die Unbegabtheit, führte nun zur Niederlage. Das war der Zusammenbruch. Er hatte nicht mehr den Mut, die Sachlage ruhig zu betrachten. Er schob die Entscheidung noch hinaus, so lange er konnte, und dann ging er den Weg, der allein noch seine Ehre zu retten schien: er wollte sich als würdigen Träger seines Namens erweisen, indem er seiner Familie die Schmach ersparte, einen minderwertigen Sohn zu haben. In seinem Abschiedsbrief schrieb er, man würde dann an seinem Grabe, erkennen, daß er auch zu denen gehöre, die da sterben und sich nicht ergeben. Dieses starre Geltungsbedürfnis, das jede Beeinträchtigung als tödliche Verletzung auffaßt, tritt also in dem Selbstmordversuch ebenso hervor, wie das Gefühl der Minderwertigkeit. Und beides entspringt der frühen Entmutigung durch die ehrgeizigen Anforderungen, die die Familie an ihn stellte.

Aus dieser Aufklärung ergibt sich die Entgiftung der gegenwärtigen Sachlage: nicht von Schuld und Sühne, sondern von Ursache und Wirkung ist die Rede. Und zweitens ergibt sich der Beweis, daß durchaus noch nicht alles verloren ist: man kann sich irren, kann den Irrtum einsehen, und kann es vernünftiger machen. — Aber es bleibt doch ein Stachel zurück, denn der Selbstmörder sagt: Man hat mich so gründlich entmutigt, daß ich das Spiel verloren gebe. Ich bin nun einmal so, daß ich die Flucht ins Jenseits vorziehe.

Die Antwort lautet: Dieser Selbstmordversuch bedeutet nicht nur die Flucht aus dem Leben, sondern auch den Sieg über die Familie. Er will sagen: „Seht Ihr nun endlich, daß ich ein Held bin? Nun, da es zu spät ist, mögt Ihr über Eure Blindheit weinen." Aber dieser Kampf um die Anerkennung

ist sinnlos, da es niemandem einfällt, den jungen Mann im Ernste zu verachten. Und überdies kann man die Ehre eines Menschen nicht davon abhängig machen, ob er versetzt wird oder nicht. Die Nötigung zum Selbstmord beruht also auf einem Vorurteil des Selbstmörders, das bei näherem Zusehen sich als unhaltbar erweist. Und mehr noch, die Mutlosigkeit selbst ist nur ein Gespenst. Sie nährt sich von der Behauptutung: „Ich kann nicht so viel leisten wie mein Vater." Wie aber, wenn es gar nicht darauf ankäme, so viel zu leisten, wie der Vater? Wie, wenn es sich herausstellte, daß man seine eigenen Aufgaben und Wege hat, die sich mit denen des Vaters gar nicht vergleichen lassen?

Die Unbegabtheit war ein Märchen, das aus der Mutlosigkeit entsprang. Die Mutlosigkeit war ein Irrtum, der nun aufgeklärt ist. Also ist nicht einzusehen, warum man dem Leben noch aus dem Wege gehen soll. — Tatsächlich ist von Lebensüberdruß bald keine Rede mehr. Aber der altgewohnte Mangel an Selbstvertrauen macht sich noch längere Zeit bemerkbar. Allmählich jedoch mehren sich die Beweise, daß man ebenso viel erreichen kann, wie andere Leute auch. Und nach einigen Monaten geduldiger individualpsychologischer Arbeit ist die sagenhafte Unbegabtheit ebenso verschwunden wie die starre Rücksicht auf den makellosen großen Namen. Und das frei schaffende Leben fängt an sich zu entfalten.

XII. Gemeinschaftsgefühl.

Jeder mutlose Mensch ist vereinsamt. Aus den schmerzlichen Erfahrungen der Kinderzeit hat er irrtümlicherweise den Schluß gezogen, daß nicht einzelne wenige, sondern daß alle Menschen seine Gegner seien. Und dieses Vorurteil läßt ihn sein Leben lang nicht mehr frei.

Je stärker der Irrtum sich eingefressen hat, um so mehr sieht er jeden Menschen darauf hin an, ob er ihm überlegen oder unterlegen sein wird. Es versteht sich von selbst, daß durch diese Haltung jede Freundschaft und jedes Liebesverhältnis schon im Keime vergiftet wird. Ist die Entmutigung weniger groß, so zeigt sie sich darin, daß der Mensch zwar äußerlich ganz gut mit den Mitmenschen auskommt, daß aber Gemeinschaft im eigentlichen Sinne, nämlich die tatsächliche Vereinigung der Lebensziele, nie zustande kommt. Dann zieht sich nur die Ahnung von einer rückhaltlosen Verschmelzung wie von einem ewig ersehnten und nie erreichten Paradies durch das ganze Leben. — Die meisten Dichter sind von dieser Art.

Noch schlimmer sind die daran, die mit ganz wenigen Menschen scheinbar eine herzliche Gemeinschaft pflegen, und allen anderen ablehnend gegenüberstehen. Diese engen und ausschließlichen Beziehungen, etwa zwischen Mutter und Kind oder zwischen zwei Geschwistern, sind meist Scheingemein-

schaften, und das geheime Ziel beider Partner ist nicht das Leben, sondern das Geliebtwerden. Wäre nämlich tatsächliche Gemeinschaftsfähigkeit vorhanden, so würde sich die kleine Gemeinschaft nicht nach außen hin so sorgfältig abschließen. Wer sich abschließt, fürchtet für seinen Besitz. Besitz aber ist nicht Gemeinschaft.

Was das Zustandekommen einer einwandfreien Gemeinschaft hindert, ist die Verquickung persönlicher Ansprüche mit den sachlichen Aufgaben des Lebens. Je mutiger nämlich ein Mensch ist, um so weniger wird er darauf bedacht sein, sich selbst, seinen Liebesanspruch, oder gar seine Ueberlegenheit zu wahren. Er wird sich einfach dem verbinden, der des gleichen Weges geht wie er selbst. Und er wird weder in die Dienstbarkeit des anderen geraten, noch auch den anderen sich dienstbar machen. Seine Triebe und seine Fähigkeiten werden sich so einstellen, wie es seiner Lage und seiner Aufgabe entspricht. Und um ihn herum wird Arbeit und Gemeinschaft herrschen ohne Machtkampf und ohne Neid. Und sogar der Mutlose und Geltungsbedürftige wird in seiner Nähe sich freier fühlen als sonst.

Unsere Gemeinschaftsfähigkeit ist demnach um so größer, je geringer unser Geltungsbedürfnis und unser Minderwertigkeitsgefühl ist. Darum ist das Gemeinschaftsgefühl der sicherste Gradmesser des Mutes. Wer Mut hat, liebt die Menschen. Die Mutlosigkeit aber hat sich als Irrtum erwiesen. Und folglich beruht auch Menschenhaß, Vereinsamung und Weltschmerz auf einem Irrtum. Je tiefer der Mensch die Zusammenhänge des Lebens begreift, um so mutiger wird er auf das Leben zugehen, und um so tiefer wird er die Verbundenheit aller Menschen erleben.

Sectionen des Internationalen Vereins für Individualpsychologie:

Zentrale: Wien I. Dominikanerbastei 10. (Dr. Alfred Adler)

Ortsgruppe München. Franz Josefstr. 29. (Dr. Lene Credner)

Ortsgruppe Berlin. Dahlem, Falkenried 12. (Dr. Fritz Künkel)

Ortsgruppe Dresden. Buchholz-Friedewald
(Dr. Alice Rühle-Gerstel)

Ortsgruppe Nürnberg. Fürth-Zirndorf, Institut Sonnenblick
(Direktor Weisskopf)

Arbeitsgemeinschaft Frankfurt a. M.
Eschenheimer Anlage 22.
(Egon Weigl)

Ortsgruppe Den Haag. Gravenhage, Van Bleiswykstraat 153
(Dr. Verploegh-Chassé)

Erziehungsberatungsstellen gibt es zur Zeit in Wien, Berlin und München.

Die Sektionen erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.

Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie

III. Jahrgang.

Herausgegeben von Dr. Alfred Adler

unter stängiger Mitwirkung von Dr. Leonhard Seif (München) Dr. Fritz Künkel (Berlin), Direktor Hermann Weißkopf (Fürth-Zirndorf) und Dr. Alixe Rühle-Gerstel (Dresden).

Die Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie vermittelt in Originalartikeln zahlreicher Mitarbeiter die gewonnenen Resultate aus der Erforschung der Kinderseele, der Persönlichkeit, und der Masse. Sie schafft in kleineren Mitteilungen die Bausteine, die zum Ausbau der Menschenkenntnis nötig sind, und sammelt die Forschungsergebnisse der einzelnen Ortsgruppen des Internationalen Vereins für Individualpsychologie. Sie sichtet die zeitgenössischen Leistungen auf psychologischem Gebiet und nimmt kritisch zu ihnen Stellung.

Abonnementspreis für den ganzen Jahrgang (sechs Hefte) für Deutschland 6 Goldmark, für Oesterreich 10 Schilling, für die Tschechoslowakei 100 Kronen, für das übrige Ausland 18 Schweizer Franken oder 3,50 Dollar.

Die Einzahlungen erfolgen in Deutschland auf das Postscheckkonto München Nr. 47007 (Frl. Grete Querfeld) in Oesterreich durch das Postsparkassenamt Postsparkassenkontonummer 198971.

Erste und zweite Jahrgänge sind noch in wenigen Exemplaren vorhanden.

Bestellungen nimmt die Administration der Zeitschrift, Wien VI. Joanelligasse 6 entgegen.

Ruth Künkel (Berlin):

Erziehung.

I. Allgemeine Grundsätze.

Wenn wir von „Erziehung" sprechen, so müssen wir uns in erster Linie darüber klar sein, was wir heute damit meinen, denn mit den wechselnden Zielen der Kulturbewegungen ändern sich die Anschauungen über den Sinn des Lebens und über die Aufgaben des Einzelnen und der Gemeinschaft. Zu allen Zeiten hat sich ein Kodex allgemein anerkannter Gesetze herausgebildet, und gemeiniglich hat man unter „Erziehung" das Uebertragen dieser zeitbedingten Inhalte auf die junge Generation verstanden. Man übersah dabei den wesentlichsten Faktor des Lebens: die Bewegung, die Entwicklung, die alles Zeitbedingte rücksichtslos überrennt, verwandelt, und nur das Allgemeingültige, ewig Wahre weiterträgt von Geschlecht zu Geschlecht. Der Stoff ist das Vergängliche. Er muß vermodern, damit der Geist immer wieder neu aus ihm hervorblühen kann: „Es sei denn, das Weizenkorn falle in die Erde und ersterbe — so bleibt's allein. Wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte". (Joh. 12, 25.)

Die Scheintragik der von der Jugend verleugneten und verlassenen alten Generation ist nichts weiter als die Antwort des Lebens auf eine falsche Haltung und Absicht: das Vergängliche, den Stoff, überliefern und somit am Leben erhalten zu wollen.

Sofern die Jungen sich gerettet haben vor der Ueberfütterung mit abgelebtem Stoff und lebendig geblieben sind, haben sie aus dem Leiden der Alten gelernt, daß Erziehung etwas anderes sein muß als Ueberlieferung von Erfahrungsstoffen. Jetzt heißt erziehen: Im Kinde die Bereitschaft herzustellen, auf die Fragen des Lebens zu antworten. Mit andern Worten: dem Kinde den Mut zu erhalten, damit ihm aus der dauernden Berührung mit dem Leben die Fähigkeiten erwachsen können, sich ihm anzupassen, mit ihm fortzuschreiten, und sich so der Kultur einzufügen. Dieser Auffassung von Erziehung liegt die optimistische Ansicht zu Grunde, daß im Menschen alles dazu Nötige vorhanden und entwicklungsfähig ist, sofern es nicht durch Mißleitung gehemmt wird. Und dieser Optimismus wiederum macht es möglich, die Rolle der Autorität vom Erwachsenen auf das Leben selbst übergehen zu lassen.

Ein Beispiel mag zeigen, wie das gemeint ist: Ein vierjähriger Knabe baut sich aus Steinen im Garten ein Gebäude. Die Mutter sitzt lesend in der Nähe. Sie schaut zu ihm hinüber und sagt: „Der Boden ist zu schmal. Das hohe Haus kann darauf nicht stehen. Es wird einstürzen." Der Junge

hört nicht darauf und baut weiter. Plötzlich fällt der Turm um, und die Steine schlagen ihm schmerzhaft auf die Finger. Er springt weinend auf und schleudert böse einen Stein weit von sich. Dann will er zur Mutter laufen und sich trösten und bedauern lassen. Diese aber sieht von ihrem Buch nicht auf, als wäre nichts Besonderes geschehen. Der Junge versucht noch einmal durch gesteigertes Geschrei ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Als sie nicht darauf reagiert, setzt er sich still und nachdenklich auf die Erde und tut eine Weile gar nichts. Dann rutscht er langsam wieder zur Unglücksstätte, wo die Basis des Gebäudes noch steht, und fängt von vorne an, indem er diese verbreitert.

Hätte die Mutter durch liebevolle Einmischung ihrer Person den Affekt des Kindes von der Sache fort und auf sich selbst abgelenkt, so wäre das Kind zu dem Ergebnis gekommen: „Wenn mir ein Unglück passiert, so steigern die Erwachsenen ihre Liebe und Zärtlichkeit zu mir", und es würde sicher bald auf den Weg geraten, jedes erlittene kleine Unglück dahin auszunützen, die Erwachsenen mit sich zu beschäftigen und in seinen Dienst zu stellen. Durch die kluge Zurückhaltung der Mutter — die ihr sicher nicht leicht fiel — war das Kind gezwungen, sich mit der Sache selber auseinanderzusetzen und sich zu fragen: „Wie mache ich es klüger, damit mir so etwas nicht öfter passiert?" Und es probierte neu, blieb aktiv und war um eine Erfahrung reicher.

Ebenso unrichtig wäre es von der Mutter gewesen, wenn sie den Fehler des Kindes gerügt und vielleicht seine Ungeschicklichkeit getadelt hätte. Ihre Ueberlegenheit wäre dem Kleinen dadurch entmutigend zum Bewußtsein gekommen und hätte sicher seine Initiative für neue Versuche gelähmt.

Jegliches Einmischen einer Autorität wäre in dieser Situation störend und hemmend gewesen für das Kind, welches aus der unmittelbaren Berührung mit der materiellen Außenwelt seine Sicherheit dem Leben gegenüber gewinnen, seine Sinne entwickeln und diese zu immer besserer Erfassung der Umwelt ausbilden muß.

Zweierlei ist notwendig, damit das geschieht: richtige Erzieher, und eine richtige Umgebung für das Kind.

Was ist ein richtiger Erzieher? Ein Mensch, der frei ist von Ueberlegenheits- und Machtgelüsten, frei von Vorurteilen und Wertungen, frei von der Absicht zu helfen, fähig auf das Leben und somit auf das Kind zu reagieren, und dieses und seinen Aufgabenkreis so ernst zu nehmen wie sich selbst. Kurz: ein Mensch, der sich durch dauernde Arbeit an sich selbst lebendig erhalten hat und stets zum Weiterlernen bereit ist.

Und was ist eine richtige Umgebung? Nun, vor allem die Gemeinschaft mit anderen Kindern anstatt mit lauter Erwachsenen. Ferner einfache, sinnvolle leichtfaßliche Dinge, deren Nutzen und Sinn dem Kind durch eigenen Gebrauch bald verständlich und geläufig werden kann und die geeignet

sind, die Stufen zu bilden, die in die immer mehr sich weitende Arena des Lebens hineinführen. Eine der genialsten Pädagoginnen unserer Zeit, Dr. Maria Montessori, hat schon weitgehend Mittel und Wege gefunden, dem Bewegungsdrang des Kindes sinnvolle Betätigung zu ermöglichen, indem sie ein „Spielmaterial" schuf, das geeignet ist, dem Kind, welches sich selbsttätig damit befaßt, die Grundfunktionen des täglichen Lebens zu übermitteln, die es nicht zu erlernen vermag, solange sie ihm verwoben im Chaos der Welt der Erwachsenen entgegentreten. Größen-, Farb-, Gewichts-, Stoff-, Klangunterschiede — im alltäglichen Leben kompliziert verquickt — sind hier im isolierten Nebeneinander durch Holzklötze verschiedener Größe, Farbtafeln, Gewichtskästen, verschiedenartige Stoffe und Glocken leicht erkenntlich. Einmal vertraut mit diesen Unterschieden, findet das Kind dieselben dann von sich aus in der Umwelt wieder und schreitet so zur Differenzierung und immer besseren Orientierung innerhalb derselben fort.

Das Wesentliche dabei, weil das Muterhaltende ist, daß das Kind durch seine eigene Aktivität durch selbständige Handhabe des Materials, das ihm nur einmal vom Lehrer in bestimmter Weise dargeboten wird, zur Weiterentwicklung seiner Sinne gelangt. Es kann hier eingewandt werden, daß es nur den wenigsten gut situierten Bürgern möglich ist, dem Kind diese Umgebung, dieses Material zu verschaffen. Ja, aber darauf kommt es nicht in erster Linie an. Es handelt sich darum, die Idee, die in der Methode verwirklicht und veranschaulicht ist, zu erfassen und durchzuführen: Das Kind durch Selbsttätigkeit und in Unabhängigkeit von den Erwachsenen und ihren schwankenden Wertungen zur sachlichen Einsicht in die Zusammenhänge des alltäglichen Lebens und der Gemeinschaft zu führen. Und diese Idee kann auch innerhalb der Familie Eltern und Erzieher durchdringen und ihre Einstellung zum Kinde bestimmen. Dann würde man in viel höherem Maße, als es bisher geschieht, das Kind am Gemeinschaftsleben des Hauses teilnehmen lassen, und ihm Aufgaben innerhalb desselben, die ihm Freude machen, und ihm das Gefühl der notwendigen Zugehörigkeit zu einem organischen Ganzen vermitteln, zu erfüllen geben. — In der bürgerlichen Gesellschaft unserer Zeit wird stattdessen die Trennung: hier Erwachsene, hier Kinder, die Kluft zwischen beiden, die unüberwindliche Ueberlegenheit der Großen, noch als ein Hilfs- und Druckmittel der Erziehung benutzt, um das Kind dadurch zu lenken. Zu lenken? Wohin? In Minderwertigkeits- und Schwächegefühle hinein, in Mutlosigkeit, Unselbständigkeit und hoffnungslose Lebensangst oder in Trotz, Machtkampf und Ueberlegenheitsideale, jedenfalls aber an der eigentlichen Wirklichkeit vorüber, fiktiven, unerreichbaren und lebenswidrigen Zielen zu.

Ein guter Erzieher wird den Aufgabenkreis des Kindes im Leben so ernst nehmen wie seinen eigenen, und sein erzieherisches Vorgehen darauf beschränken, dem Kind die Möglich-

keit zu schaffen, selbst Erfahrungen zu machen und seine Bereitschaften für das Leben zu entwickeln. In der guten Vorbereitung liegt im wesentlichen die Lösung der späteren Lebensaufgaben beschlossen. Je früher ein Kind sich selber bedienen und die Handlungen des Alltagslebens selbständig verrichten kann, je weniger es sich abhängig fühlt von der „Allmacht“ der Erwachsenen, um so mehr Mut, Selbstvertrauen und Aktivität wird es besitzen, und um so leichter und reibungsloser wird es sich vorwärts entwickeln, um so leichter sich auch in die Gemeinschaft und ihre Gesetze einfügen. Denn nur wo ein Druck ausgeübt wird, entsteht Gegendruck und Opposition. Wächst das Kind in einer Welt von Erwachsenen auf, die nach seinem Ermessen alles können, alles wissen, alles beherrschen, so ist das Aufsteigen eines Gefühls der Schwäche und der Unterlegenheit die selbstverständliche Folge. Das Kind vergleicht, mit dem Ergebnis: ich bin schwach, klein, unsicher, unterlegen; die anderen sind groß, stark, sicher und überlegen. Je mehr die Erwachsenen ihre reicheren Erfahrungen als Ueberlegenheit empfinden, und als Machtmittel autoritativ gegen das Kind richten, um so stärker muß das Minderwertigkeitsgefühl des Kindes anwachsen. Da aber jeder Mensch primär das Ziel verfolgt, eine befriedigende Stellung in der Umwelt einzunehmen, so muß auch das sich schwach fühlende Kind Mittel suchen, sich trotzdem zu behaupten, und sich eine anerkannte Rolle zu verschaffen. Die gefährdete Geltung steigert das Geltungsbedürfnis. Das Persönlichkeitsgefühl wird wachgerufen und zwangsmäßig hochgepeitscht. Das Ziel ist nun nicht mehr Einordnung, sondern Kampf um Anerkennung und Ueberlegenheit. Alle „Kindertugenden“, aber auch alle Kinderfehler sind durch diese Zielsetzung bestimmt, und das Kind muß sich durch Kampf und Siege dafür schadlos halten, daß die Erwachsenen ihm die organische Einordnung in die Gemeinschaft unmöglich machten.

Wir alle kennen die kindlichen Versuche, sich die Umwelt zu unterwerfen. Es geschieht bewußt und offen durch Schmeichelei, Schelmerei, Zärtlichkeit, Zärtlichkeitsbedürfnis und anhängliche Liebe, und es geschieht unbewußt und geheim durch Entwicklung von Angst, Schwächen, Krankheiten, durch übermäßige Abhängigkeit, kurz, durch eine Reihe unbewußt arrangierter Maßnahmen, die die Umwelt zu beschäftigen, zu ängstigen und zu tyrannisieren vermögen. Der dritte Weg ist der offene Kampf: Trotz, Widerspenstigkeit, Bosheit, Grausamkeit, stumpfe Kälte: die ausgesprochene Feindschaft.

II. Verzärtelte und gehorsame Kinder.

Da wir in der Erziehung fast nur mit Kindern zu tun haben, denen der organische Weg zur Einordnung früh abgeschnitten worden ist, so besteht für uns die Aufgabe in erster Linie darin, die eingeschlagenen Irrwege als solche aufzudecken, rückgängig zu machen und dem Kind den Zugang zum Gemein-

schaftsleben zu eröffnen. Um das zu können, müssen wir aber das Kind verstehen, denn nur wenn wir die Wurzeln der seelischen Haltung eines Menschen kennen, können wir ihn beeinflussen. Wir wollen uns nun die genannten drei häufigsten Typen: das verzärtelte, das gehorsame und das aggressive Kind genauer anschauen.

Der erstgenannte Typus von Kindern ist für das Leben nicht weniger gefährdet als der zweite. Zärtlichkeit und Schmeichelei stimmen den Erzieher weich und nachgiebig und verführen ihn dazu, billige Befriedigungen zu gewähren. So kommt es zu primitiver Absättigung der kindlichen Wünsche, anstatt zur Ueberleitung derselben in sinnvolle Handlungen und kulturelle Leistungen. Eine der Aufgaben der Erziehung aber ist es, dem Kinde die Kultur zu übermitteln und es zu befähigen, Träger derselben zu werden. Es bleibt dem Takt des Erziehers anheimgegeben, die Größe des Widerstandes, der zwischen den kindlichen Wunsch und dessen Befriedigung eingeschaltet werden muss, richtig zu bestimmen, d. h. die Leistung, die von dem Kinde verlangt wird, muß seinen Fähigkeiten entsprechen. Wird sie zu groß bemessen, so erfolgt ein Versagen, welches entmutigt und die Lust zu weiteren Handlungen raubt; wird sie zu klein bemessen, so gewöhnt sich das Kind an leichte Erfolge, billige Triumphe, und versagt dann später, wenn wirkliche Aufgaben an es herantreten. Es ist schlecht vorbereitet.

Das Schicksal des „verzärtelten“ Kindes, von dem man nie eine selbständige Handlung verlangt hat und das immer bedient wurde, ist das unerwartete Versagen, wenn die Situation sich plötzlich ändert und es gezwungen wird, sich umzustellen und sich neuen Anforderungen von Seiten des Lebens anzupassen. So z. B. bei plötzlichen Todesfällen, Vermögensverlusten, Milieu- oder Schulwechsel oder bei der Geburt eines Geschwisterchens.

Ein Beispiel für viele mag zeigen, wie so ein schlecht vorbereitetes Kind schnell der Entmutigung durch die ersten ungewohnten Niederlagen erliegt. Wie es die Flucht vor dem Leben ergreift und dabei doch ständig bemüht ist, sein Persönlichkeitsgefühl zu retten.

Das Mädchen, um welches es sich hier handelt — wir nennen es Trude — war 17 Jahre alt, als es wegen völliger Arbeitsunfähigkeit, Angstzuständen, Depressionen, die bis zu Selbstmordgedanken gingen, körperlicher Erschlaffung und chronischen Halsentzündungen in Behandlung kam. Trude hatte die Schule absolviert und sollte nun einen Beruf ergreifen. Dieser unangenehmen Pflicht entzog sie sich durch die Verschlimmerung ihrer Depressionen und Angstzustände, die sie schon seit dem 9. Lebensjahre quälten. Bis zu diesem Alter nämlich war sie die Jüngste von drei Geschwistern, einem um sechs Jahre älteren Bruder und einer um vier Jahre älteren Schwester gewesen Sie galt für besonders schön und zart und war die

Prinzessin des Hauses, der alle zu dienen hatten. Eine Schwäche des Darmtraktes führte zu öfteren fieberhaften Erkrankungen, die dem Kind die Erfahrung einbrachten, daß es nichts Schöneres gäbe, als im Bett zu liegen und sich pflegen zu lassen. Dabei war sie ganz darauf dressiert, die sehr nervöse, selbst ewig leidende Mutter mit Zärtlichkeiten zu umschmeicheln. Die Mutter dankte ihr das durch kritiklose Ueberschätzung ihrer Schönheit, Klugheit und musikalischen „Begabung", und dadurch, daß sie sie zum Wunderkind stempelte. Ueberall ging ihr der von der Mutter bereitete Ruf voran, daß sie ein kleines Genie sei, dem alles mühelos in den Schoß falle.

So erging es ihr auch in der Schule zuerst glänzend. Sie lernte — wie jedes noch nicht entmutigte Kind — sehr leicht, war liebenswürdig und umschwärmt und tanzte strahlend durch das Leben. Eine starke Bestätigung für sie war der von der Mutter dauernd betriebene Vergleich mit der älteren Schwester, die für häßlicher, schwerfälliger, weniger musikalisch und begabt galt und die selbst ganz darauf erzogen war, die kleine Schwester auf Händen zu tragen und zu beschützen.

Als die Trude neun Jahre alt war, kam noch ein kleiner Bruder zur Welt, eine Frühgeburt, die die ganze Aufmerksamkeit und Pflegekraft der Mutter in Anspruch nahm, um am Leben erhalten zu werden. Trude mußte nun die bittere Erfahrung machen, daß plötzlich ein anderes Wesen eine noch größere Rolle spielte, als sie selber! Sie fühlte sich zurückgesetzt und vernachlässigt, fing an zu maulen und zu jammern, wurde unzufrieden und unlustig, sah überall Schwierigkeiten, die ihr das Handeln erschwerten und unmöglich machten und die die Mutter veranlassen sollten, ihr zu helfen wie bisher. Diese aber stand der Verwandlung der Tochter ratlos gegenüber, fing an ihr Vorwürfe zu machen wegen ihrer Rücksichtslosigkeit, betonte ihre vermehrten Sorgen und Lasten, war nervös und ungleich, schrie die Kleine ungeduldig an und beklagte sich bei anderen Menschen über deren Verhalten. Zu Ende war das Prinzessinnentum, zu Ende der Ruhm und, was das Schlimmste war, die ältere Schwester gewann an Ansehen, weil sie tüchtig zupackte und mit ihrem gesunden nicht übersteigerten Menschenverstand umsichtig erfaßte, wo es etwas zu tun gab. So blieb der Kleinen nichts anderes übrig, als sich in die Krankheit hinein zu flüchten, wie sie es durch ihre Verdauungsstörungen gelernt hatte, und auf diese Weise wurde aus dem „Wunderkind" ein „Sorgenkind". Sie bekam nächtliche Angstzustände, die die Mutter herbeiriefen und an ihr Bett fesselten, und es folgten eine Reihe körperlicher Erkrankungen, die sich durch die Jahre hinzogen und die die Eltern dauernd in Sorge und Aufregung hielten.

Der Erfolg war, daß man nichts von ihr verlangen durfte (denn unter diesen Umständen war jede Leistung ein Geschenk, eine Großtat ihrerseits, ein Wunder). Ferner zwang sie auf diesem Wege ihre Umgebung, ihr weiterhin zu dienen, sich

von ihr beherrschen zu lassen und sich auf sie als auf den Mittelpunkt des Hauses zu konzentrieren. Zuguterletzt hatte sie noch ein brauchbares Mittel in der Hand, allen Aufgaben auszuweichen, ohne daß ihr Persönlichkeitsgefühl darunter zu leiden hatte, denn die Krankheit entschuldigte ja alles. Auch in der Schule änderte sich ihre Stellung. Alles Auswendiglernen leistete sie weiter spielend wie zuvor; sobald es aber ans selbständige Denken ging, versagte sie völlig, und ihre Lehrerinnen klagten oft, daß sie nicht „das hielt, was sie als kleineres Kind versprochen hatte". Aus dem strahlenden Prinzeßchen war ein kränkliches, schwer entmutigtes Menschenkind geworden, das sich selbst keinen selbständigen Schritt zutraute und sich für einen „Pechvogel" hielt, der dazu verdammt sei, immer auf Kosten anderer und mit Hilfe anderer zu leben. Als sich durch den Krieg die häuslichen Verhältnisse auch noch so verschlechterten, daß die Kinder Berufe ergreifen mußten, kam der völlige Zusammenbruch, der bei ihr dann zur Behandlung führte.

Auf der Linie des passiven Widerstandes gegen das Leben bewegen sich auch die übermäßig braven, gehorsamen Kinder. Durch Gehorsam erzwingen sie die Anerkennung von Seiten der Umgebung. Dabei haben sie ihr eigenes Verantwortungsgefühl vollkommen verloren, aufgegeben, und sich ganz ins Schlepptau der Herrschenden, Starken begeben. Daß aber auch diese Kinder sich in einem Kampf um ihre Geltung befinden, und unter dem Deckmantel unterwürfiger Bravheit den Stachel, den Protest gegen die Unterdrücker tragen, verrät sich in einzelnen Situationen, vor allem aber im späteren Leben, das eine aktive Stellungnahme von ihnen verlangt. Eine kleine Scene zur Illustration: Zwei Brüder spielen miteinander. Die Mutter sitzt daneben und näht an einem seidenen Kleid. Sie geht hinaus, um etwas zu holen. Da nimmt der Jüngere der beiden die Schere und fängt an, das Kleid zu zerschneiden. Der Aeltere schaut gelassen mit spitzbübischer Schadenfreude zu. Die Mutter kommt zurück, sieht den Schaden und fährt auf den Aelteren los: „Warum hast du ihm die Schere nicht fortgenommen, du dummer Kerl!": „Mutter, du hast mir doch verboten, dem Motzi Sachen fortzunehmen!" ist die Antwort unter Tränen. — Diese beiden Jungen hatten sehr herrschsüchtige Eltern, gegen die sich der Aeltere durch unterwürfigen Gehorsam, der Jüngere durch unbeugsamen Trotz und Ungehorsam zu behaupten versuchten.

Die allzu gehorsamen passiven Kinder erleiden oft bei Schuleintritt ihre ersten Niederlagen, denn dort wird plötzlich das von ihnen verlangt, was jahrelang in ihnen unterdrückt worden ist: selbständiges Handeln und Denken, eigenes Verantwortungsgefühl und das Vorwärtsschreiten in einer Gemeinschaft. Es ist selbstverständlich, daß das allzu artige Kind diesen Anforderungen gegenüber versagen muß. Was ihm zuhause Geltung verschaffte und Anerkennung eintrug:

sein sklavischer Gehorsam, die ängstliche Nachahmung der Großen, führt hier zu Niederlagen. Die Aufgaben werden nur mit großer Zaghaftigkeit in Angriff genommen. Die Folge davon ist, daß man sie schlechter löst als die anderen, zurückbleibt, verhöhnt und verspottet wird; und jeder Mißerfolg verstärkt noch die Mutlosigkeit. Umso brennender wächst die Sehnsucht, die von zuhause her gewöhnte Geltung auch hier zu erlangen, und der versteckte Ehrgeiz, der sich bei dem gehorsamen Kind nur in dessen Ueberempfindlichkeit gegen Rügen und Zurücksetzungen verraten hat, tritt nun deutlicher hervor. Das Kind sucht sein Ausweichen vor den gestellten Aufgaben so zu gestalten, daß sein Schwächegefühl dabei verdeckt bleibt und daß es den Schein von Mut erweckt. Es schließt sich z. B. oft an die Stärkeren, Ueberlegenen, Lausbubenhaften an und stellt sich in deren Dienste, d. h. es führt gehorsam aus, was diese von ihm verlangen, wird selber großmäulig, rühmt seine Heldentaten, übertreibt sie, dichtet neue hinzu und gerät so, nicht selten, auf den Weg der Lüge.

Diese Lügen haben zunächst nur die Bedeutung, daß sie ein Land der Phantasie schaffen, in dem sich für das Kind all das erfüllt, was ihm in der Wirklichkeit versagt bleibt. Dort ist es stark überlegen in der Rolle des Führers, und der Gefahr entrückt, von der rauhen Wirklichkeit seines Thrones beraubt zu werden.

Kinder, die ausschließlich in der Phantasie leben, sind entmutigt und weichen der Wirklichkeit aus, leben an der Wirklichkeit vorbei. Sie müssen sich ihre Welt erdichten, weil sie sie nicht zu erleben wagen. In dieser erdichteten Welt haben immer sie selber die Fäden in der Hand, dort läuft alles immer so ab, wie sie es wollen. Die Logik der Zusammenhänge ist ihrem Willen unterworfen. So entziehen sie sich den wahren Gesetzen der Lebenslogik, einer Logik die da sagt: nur wirkliche Leistung ruft wirklichen Erfolg hervor.

Aber das Lügen hat außer der Flucht vor der Wirklichkeit noch eine zweite und dritte Seite. Neben der Notlüge die ja immer einer konkreten Gefahr aus dem Wege gehen, oder einen Vorteil erheischen will, tritt bei Kindern oft Lügenhaftigkeit auf, ohne daß man auf den ersten Blick Sinn und Grund dafür erkennen kann. Ja, es sieht sogar so aus, als sei Benachteiligung offen damit verbunden. Ich denke z. B. da an einen kleinen Jungen, der prinzipiell die Unwahrheit sagte, wenn man ihn fragte, wo er herkäme oder wo er hinginge.

Diese Art von Lügen haben vor allem den Sinn: alles zu verschleiern, was mit der eigenen Person zusammenhängt, die Spuren möglichst zu verwischen, um dem Beobachter (dem Verfolger) auszuweichen. Es steckt darin einerseits die Angst, das eigene Schwäche- und Unsicherheitsgefühl könne durchschaut werden, andererseits ein Gefühl von Ueberlegenheit, daß es gelingt, die Großen in die Irre zu führen und undurchsichtig zu sein für ihre kritischen Augen.

Der Weg von der Lüge zum Diebstahl ist nicht sehr weit. Auch hier handelt es sich um ein Mehrsein und Mehrhabenwollen, als wie durch eigene Leistung zu erreichen ist, die nun durch List ersetzt wird. Der Mangel an Verantwortungsgefühl kehrt sich rächend gegen die Umwelt, die als Unterdrücker empfunden wird. Im Diebstahl liegt u. a. immer eine Verachtung gegen das Mein und Dein, gegen das Ich und Du, die Feindschaft gegen die Gemeinschaft. Das ist oft daran deutlich zu sehen, daß Diebstähle und Lügen bei Kindern z. B. nur in der häuslichen Gemeinschaft vorkommen, während sie in der Schule sehr brav sind oder umgekehrt. Forscht man nach den Zusammenhängen, so stellt sich regelmäßig heraus, daß die Kinder dort ihre Fehler ausspielen, wo ihnen die meisten Niederlagen, die größte Zurücksetzung droht.

Ist ein Kind einmal auf dem Wege, seinem gereizten Ehrgeiz durch Lügen und Stehlen zum Siege zu verhelfen, so befindet es sich schon auf der abschüssigen Bahn, die leicht in Verwahrlosung und in Verbrechertum mündet, denn weder die Familie noch die Schule hält im Allgemeinen diesen gefährdeten Kindern gegenüber die richtige Taktik ein. Auf entdeckte Lügen und Diebstähle folgen Vorwürfe, Strafen oder gar Ausschluß von der Gemeinschaft; Entmutigungen, die den Zusammenhang des Kindes mit der Umgebung erst recht erschweren oder gar unmöglich machen und dadurch die feindliche Haltung des Gebrandmarkten nur noch verschlimmern. Weil er sich minderwertig und ausgestoßen gefühlt hat, ist er auf den Seitenweg geraten, und weil er sich auf dem Seitenweg seiner Haut wehrt, wird er ausgestoßen. Der Teufelskreis ist geschlossen.

Zu sprengen ist er nur, wenn Eltern, Erzieher und Lehrer diesem Kinde gegenüber eine völlig andere Haltung einnehmen, die darauf fußt, daß sie den Zusammenhang von Ursache und Wirkung, der hier vorliegt, erfassen. Ich werde später, im praktischen Teil, noch darauf zurückkommen.

III. Das aggressive Kind.

Weniger leicht, als bei den eben genannten Kindern, wird man die Wurzeln der Unarten in Minderwertigkeitsgefühlen und Entmutigung bei dem entgegengesetzten Typus von asozialen Kindern, denen mit gesteigerter Aggression, vermuten.

Dies sind die grausamen, widerspenstigen, trotzigen Kinder, die ihre Umgebung quälen, angreifen und befeinden, wo sie nur können. Ihre angreifende Haltung, ihr „Ueberwinderwille“, wie Adler einmal sagt, ist der letzte Funken Mut, der sich ihnen erhalten hat, der aber, verbunden mit einem tiefen Gefühl des Zurückgesetztseins, nur der Mut zum Nein genannt werden kann.

Durch strenge, harte, lieblose Behandlung, durch das Beispiel sich befeindender Eltern, durch Zurücksetzung innerhalb der Familie, durch organische Schwächen oder sonst entmuti-

gende Erfahrungen, hat sich ihnen ein pessimistisch gefärbtes Weltbild ergeben, das ihnen keine Bejahung, keine Anerkennung zu entlocken vermag. Sie befinden sich in einer dauernden Abwehrstellung zum Leben, die durch das zugrundeliegende Minderwertigkeitsgefühl bis zur stark zugespitzten Feindschaft gesteigert wird. Diese Feindschaft ist die Sicherung, der Schild, hinter dem das Gefühl der Schwäche sich zu verbergen sucht.

Ich denke da an einen Jungen, der in die Erziehungsberatung gebracht wurde. Er hatte blaue Flecken im Gesicht und am Kopf eine Beule, die von Stockschlägen herrührt, welche der Lehrer ihm erteilt hatte, weil er gestohlen und kleinere Kinder mißhandelt hatte.

Der Vater erzählte auf mein Befragen folgendes: „Der Knabe ist der jüngste von drei Kindern aus erster Ehe. Ich bin von meiner Frau seit drei Jahren geschieden, denn da habe ich erfahren, daß sie mich schon seit neun Jahren betrog und ein liederliches Hurenleben führte. Daß sie manchmal trank, wußte ich. Ich zweifelte nun stark daran, ob dieses jüngste Kind wirklich meines ist, und glaube noch heute oft, daß es von einem anderen Manne stammt, denn es schlägt ganz nach der Seite der Mutter und hat alle Anlagen zum Verbrechertum in sich. Wir sind natürlich gegen den Jungen ganz besonders streng vorgegangen, um ihn von diesem Wege abzubringen. Vor zwei Jahren habe ich wieder geheiratet, und auch meiner zweiten Frau, die sehr gut zu Kindern ist, gesagt, daß in dem Jungen ein Verbrecher steckt und daß sie streng mit ihm verfahren muß. Ihr blieb auch nichts anderes übrig, denn das Kind war widerspenstig und trotzig, tat von allem das Gegenteil, was man verlangte, ärgerte die Geschwister, nahm ihnen Spielzeug und Leckerbissen fort und war unleidlich. Der Junge war aber auffallend klug und gerissen, konnte schon vor der Schule lesen und die Zeit der Einschulung kaum erwarten. Die Bücher waren seine liebste Beschäftigung; natürlich las er nur Räubergeschichten, denen er dann nacheiferte. Zuerst ging in der Schule alles gut; ja der Junge zeigte sogar eine merkwürdige Aenderung in seinem Wesen. Er brachte gute Noten heim und war einer der Besten in der Klasse. Nach einem Jahr etwa änderte sich das aber, und er war nun grausamer und feindseliger gegen seine Mitmenschen denn je."

Was war geschehen? Er hatte den Klassenlehrer gewechselt und einen guten Pädagogen gegen einen schlechten eingetauscht, der die Kinder für die geringsten Unarten prügelte und die Zensuren herabsetzte. Die ersten unverdienten Prügel in der Schule entmutigten den Jungen so stark, daß er in seine alte Trotzeinstellung zurückfiel und die Feindschaft des Lehrers mit Feindschaft gegen die Menschheit beantwortete. Ganz schlimm wurde es, als die Stiefmutter einmal bei dem Lehrer gewesen war und ihn in seiner Härte gegen den Jungen

noch bestärkte, indem sie ihm von seiner „verbrecherischen Erbanlage“ sprach. Er wurde von da an der Prügelknabe der Klasse. Seine Leistungen liessen nach und seine Aggression — die verzweifelte Abwehr gegen die satanisch gegen ihn verschworene Welt — nahm immer größere Dimensionen an. Er war bei Klein und Groß als Rohling verschrieen und ging den Weg, auf den man ihn mit Gewalt drängte: den Weg zum Verbrechertum.

Zum Glück konnte ein rechtzeitiges Eingreifen von Seiten individualpsychologischer Erziehungsberatung hier Einhalt tun. Der Junge wurde umgeschult und die Eltern aufgeklärt über ihr sinnloses Verhalten und über die wahre Quelle der Unarten des Jungen: tiefe Entmutigung und Pessimismus gegenüber dem Leben, das ihm überall nur in Feindschaft begegnet war. Das Kind selber wurde durch freundliches Verständnis ermuntert und aufgerichtet und in seinem Selbstvertrauen bestärkt, der Lehrer in die psychologischen Zusammenhänge eingeweiht und zur richtigen Behandlung angeleitet. So war der Knabe in der neuen Schule bald wieder ein guter Schüler, womit er sich die Anerkennung der Kameraden erwarb, was zu seiner Ermutigung beitrug. Von dem Augenblick an hatte er den Weg zur Gemeinschaft wieder betreten und schritt langsam und sicher darauf vorwärts.

IV. Praktischer Teil.

Alle die vorhin aufgezählten Typen von Kindern haben das eine gemeinsam: das Gefühl von Schwäche, Unzufriedenheit und Verkürztheit, aus dem sich wiederum für alle das Gleiche ergibt: mangelhaftes Gemeinschaftsgefühl, Unverträglichkeit, Rücksichtslosigkeit, Egozentrizität, Ausweichen vor den Aufgaben des Lebens, verbunden mit dem Versuch, sich über alle zu erheben, mehr zu sein als alle anderen, kurz: die Haltung des asozialen Menschen.

Aufgabe der individualpsychologischen Erziehungsberatung ist es, den Zusammenhang von Ursache und Wirkung, der hier obwaltet, aufzuhellen und die Irrtümer zu beseitigen. Die Ursache besteht immer in einer irrtümlichen Einstellung des Kindes zum Leben, das es für übermäßig schwer, und zur eigenen Leistungsfähigkeit, die es für besonders gering hält. Die Auswirkungen sind mißglückte Versuche, die Spannung zu überwinden, die zwischen dem vermeintlichen Nichtkönnen und den vermeintlichen Anforderungen des Daseins besteht. —

Die individualpsychologische Gesellschaft hat eine Reihe von Fragen ausgearbeitet, die dazu verhelfen sollen, diesen Zusammenhängen näher zu kommen, die kindliche Leitlinie aufzudecken, den Grad der Entmutigung festzustellen und den Rest von Gemeinschaftsgefühl aufzuspüren, um eine Ermutigung und Heilung daran anzuknüpfen.

Kennen wir die momentane Situation eines Menschen und kennen wir seine Ziele, seine Endabsicht, so wird uns sein Handeln, sein Lebensplan verständlich.

Bei dem „asozialen“ Kind ist beides korrekturbedürftig. Eine Nachfrage nach dem häuslichen Milieu, der Stellung des Kindes in demselben, klärt uns über seine Situation auf — sein Verhalten zur Umwelt, seine Phantasien, seine Tagträume, Berufspläne und -träume über den Grad seines Mutes und die Richtung seines Lebensplanes. Daraus ergibt sich das Bild der Persönlichkeit, aus dem die Fehlschläge zu erklären sind. Es wird dann versucht, durch freundschaftliches Sprechen mit dem Kind seine Irrtümer aufzudecken und richtigzustellen, vor allem aber auf Eltern und Erzieher Einfluß zu gewinnen und diese in ihrer Haltung gegenüber den kindlichen Fehlern umzustellen. Bei diesen Gesprächen tritt das Problem der Strafe meistens in den Vordergrund. Es wird dann immer die Frage vorgelegt: „Was sollen wir denn tun, wenn wir nicht strafen sollen? Die Kinder müssen doch „gut erzogen“ werden!“

Sehen wir uns einmal an einigen praktischen Fällen an, ob die Strafe wirklich zu diesem Ziel führt, oder ob sie besser durch andere pädagogische Maßnahmen zu ersetzen wäre.*)

Der kleine Günther, ein vierjähriger zarter Junge, einziges Kind eines sehr ehrgeizigen Vaters und einer egoistischen Mutter, ist sehr isoliert aufgewachsen. Er gehört zu den schüchternen folgsamen Kindern, die ihre Umgebung nur hin und wieder durch einen unverständlichen Trotz- und Wutanfall überraschen. Folgendes Ereignis spielt in der Erinnerung des Kindes eine große Rolle: Er hat Geburtstag, die Mutter will ihm eine Freude machen und ladet eine kleine Kindergesellschaft für ihn ein. Es sollen Singspiele gespielt werden. Günther steht unglücklich und verschlossen an der Wand und will nicht mitmachen. Die Mutter ist ratlos und gekränkt. Sie sagt: „Du hast dir die Kinder eingeladen, nun mußt du auch mit ihnen spielen. Was sollen sie nur von dir denken, wenn du so unfreundlich bist. Schau nur, wie sie dich alle ankucken! Die werden dich aber auslachen wenn du so bockig bist!“ — Ein Schwall von entmutigenden Worten ergießt sich über den Kleinen, dem es immer unmöglicher wird, aus seiner Fluchtstellung herauszukommen und sein Angstgefühl den andern Kindern gegenüber zu überwinden. Schließlich packt ihn die Mutter beim Handgelenk und will ihn gewaltsam herbeiziehen. Da stößt er mit den Füssen, schlägt um sich und wehrt sich in verzweifelter Wut. Er bekommt eine Tracht Prügel und wird ins Bett gesteckt. „Wie häßlich, daß du mir die ganze Freude verdirbst, die ich dir machen wollte. Diese Strafe wirst

*) Folgende Fälle sind z. T. in der Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie, 1925, schon veröffentlicht worden und werden hier wiederholt, um sie einem breiteren Publikum zugänglich zu machen.

du dir aber merken und dich ein andermal fügen!“ sagt die Mutter und verläßt empört sein Zimmer. — Sie glaubt wirklich, ihm durch die Prügel und die Isolierung im Bett beigebracht zu haben, daß man sich einfügen müsse.

Die Verkennung der Situation ist deutlich. Die Mutter sieht nicht die wahre Wurzel der „Bockigkeit“, die in der Mutlosigkeit des Knaben beruht. Er traute sich nicht mitzumachen, weil er sich den andern nicht gewachsen fühlte und Angst hatte, sich zu blamieren. Durch die Reden der Mutter wurde seine Scham vergrößert, durch die Prügel sein Schwächegefühl verstärkt, durch die Isolierung im Bett die Kluft zwischen ihm und der Gemeinschaft erweitert.

Alle Strafen, die die Isolierung des Kindes in sich schließen, sind gefährlich und darum zu verwerfen. Die meisten „Unarten sind ja schon Ausdruck dafür, daß das Kind sich isoliert fühlt, d. h. nicht in der Gemeinschaft wurzelt, nicht als aktives Glied in den Zusammenhängen des Geschehens mitwirkt. Dieses Gefühl wird natürlich verstärkt, wenn man das Kind auch noch gewaltsam von der Gemeinschaft ausschließt. Man macht ihm dadurch den Rückweg unmöglich, es verkapselt sich und umgibt sich seinerseits mit einer starren Mauer, an der es die Umwelt abprallen läßt.

In diesem Falle wäre es richtiger gewesen, dem Kind, welches gar nicht daran gewöhnt war, mit andern Kindern zu spielen, erst einmal nur einen Gast einzuladen anstatt viele, und dann ein Spiel zu beginnen, welches das Interesse der Kinder erweckt hätte und ihren Fähigkeiten angepaßt gewesen wäre, so daß der Mut der Kinder am Spiel selber hätte wachsen können, und sie sich durch die gemeinsame Tätigkeit einander genähert hätten. So wäre es möglich gewesen, eine Brücke zu bauen, auf der das isolierte Kind den Schritt zur Gemeinschaft hätte machen können.

Eine beliebte Strafe, die leider oft angewandt wird, wo viele Kinder beisammen sind, die auch in diesem Fall ihre störende Wirkung gezeigt hatte, ist das „Blamieren“ vor anderen Kindern von Seiten des Erziehers oder Lehrers. Offene Blamagen sind das Entmutigendste, was man einem Kinde zufügen kann, zugleich aber auch für die zuschauenden Altersgenossen überaus schädlich. Fast alle Kinder haben — als Reaktion auf ihr eigenes Schwächegefühl — das Bedürfnis, ihre Herrschergelüste und Ueberlegenheitssehnsüchte an den Schwächeren auszulassen. Man kommt diesen Irrtrieben nur entgegen, indem man ihnen ein durch öffentliche Demütigungen zum schwarzen Schaf gestempeltes Kind, ausliefert, und macht es wiederum diesem völlig unmöglich, gegen die geschlossene Phalanx von Feindschaft den Weg in die Gemeinschaft zu finden. Solche oft blamierten und ausgeschlossenen Kinder suchen in ihrer Not dann meistens auf dem Wege trotzigen Widerstandes gegen alle Forderungen der Gemeinschaft, durch Boshaftigkeit, Aggression und Zerstörungs-

gelüste, Rache zu nehmen für die ihnen selber zugefügten Grausamkeiten. Den Vorgesetzten zeigen sie manchmal demütigen Gehorsam, während sie die Gespielen quälen, wo sie können.

Ein weiteres Beispiel zeigt uns, wie man sich irren kann, wenn man glanbt, ein Kind durch Strafen vor Wiederholung von Missetaten zu bewahren.

Die kleine Anneliese ist schon 4 Jahre und näßt noch immer das Bett. Es wird eine Gouvernante gesucht, die fähig ist, ihr das abzugewöhnen. Es soll eine „energische Person“ sein. Es findet sich auch eine, die verspricht, in 4 Wochen das Kind zur Sauberkeit erzogen zu haben, da das ja nicht ihr „erster Fall“ wäre! Und nun beginnt ihre Erziehungstaktik. Zuerst droht sie mit dem „schwarzen Mann“, der das Kind holen wird, wenn das Bett wieder naß ist. Als das nichts nützt, entzieht sie ihm alle Leckereien, und schließlich greift sie zu Prügeln, weil sie fürchtet, ihr ehrgeiziges Versprechen würde sich nicht erfüllen. Auf die Prügel hin hört das Bettnässen tatsächlich einige Tage auf. Das Kind kommt aber stattdessen wegen Angst- und Krampfanfällen in ärztliche Behandlung.

Die ganze Haltung des Kindes war nur ein Ausdruck dafür, daß es sich wehrte gegen die dauernde Ueberwachung und Nörgelei von Seiten der pedantischen Mutter, die das kleine Wesen zu keinem selbständigen Schritt kommen ließ. Der Trotz, der sich in dem Bettnässen zeigte, also der aktive Widerstand gegen die Vergewaltigungen von Seiten der Erwachsenen, war gebrochen, aber dafür in den passiven Widerstand übergeleitet, nämlich in die Angst.

Bei Kindern, die Krankheits-Symptome produzieren, ist es ganz verfehlt, die Einzelsymptome zu behandeln oder gar zu strafen. Da das Symptom nur ein konkreter Ausdruck für die Gesamthaltung des Kindes ist, in der wir die Antwort und Reaktion auf seine Umgebung zu suchen haben, so hat es nur Sinn, diese Gesamthaltung des Kindes ins Auge zu fassen, wenn man ihm helfen will. In allen diesen Fällen wäre es Aufgabe, einerseits die Fehler des Milieus möglichst auszugleichen, indem man die Eltern aufzuklären sucht über die Quelle der Unarten, andererseits das Kind zu ermutigen, indem man ihm fühlbar macht, daß es alle Menschen gleich schwer haben, daß auch die Eltern nicht unfehlbar seien, und daß man sich durch Liebe, Nachsicht und Entgegenkommen das Zusammenleben erleichtern kann.

Vor einiger Zeit kam eine Mutter ratlos zu mir. Sie hat zwei Buben von 5 und 3 Jahren. Der ältere, Fritz, ist sehr eifersüchtig auf den kleineren, Peter. Fritz ist ein kräftiger gesunder Bub, während der kleinere zart ist und rachitische Anlagen hat. Wo er kann, quält der Fritz den kleinen Peter. Er nimmt ihm alle Spielsachen fort, schlägt, beißt, wirft ihn um usw. Die Mutter erzählt, daß der Fritz den Peter gleich

nach seiner Geburt wieder aus der Welt schaffen wollte. Sie half sich schließlich dadurch gegen die Agressivität des Jungen, daß sie ihn schlug, wenn er dem Kleinen etwas tat, um ihm die „Gerechtigkeit der Welt“ fühlbar zu machen. Aber der Erfolg war negativ. Je härter man ihn strafte, umso böser wurde er. Zuletzt richtete sich die Ungezogenheit des Jungen auch gegen die Erwachsenen und gegen andere Kinder.

Hier hatte die Erfahrung die Mutter gelehrt, daß das Ziel der Strafe, dem Jungen ein Gefühl der Gerechtigkeit beizubringen, nicht erreicht wurde, im Gegenteil: der Junge benahm sich so, als wolle er sich für ungerechte Behandlung rächen. Und so ist es auch tatsächlich. Hinter dem äußeren Bild des Grobian steckt ein weiches liebessüchtiges Muttersöhnchen, das sich, verwöhnt durch allzu ausschließliche Beschäftigung und Zärtlichkeiten von Seiten der Eltern, durch die Geburt des Bruders zurückgesetzt und entmutigt fühlte, zumal der Kleinere besonderer Pflege und Aufmerksamkeit bedurfte. Wir haben also auch hier ein entmutigtes Kind vor uns. Die Strafe wird von ihm gebucht als ein Beweis für die mangelnde Liebe von Seiten der Eltern und nährt den Haß gegen den als schuldig empfundenen Kleinen, anstatt ihn zu beseitigen.

Hier wäre es also am Platze, das Gefühl des Zurückgesetztseins im Aelteren zu beseitigen anstatt es zu verstärken. Das könnte etwa dadurch geschehen, daß man dem Aelteren Pflichten und Aufgaben innerhalb des Hauses zur Hilfe der Großen auferlegt, so daß er sich, wie selbstverständlich, als notwendiges Glied in der Gemeinschaft fühlen lernt. Auch dem Kleinen gegenüber ließe sich ein gewisses Verantwortungsgefühl wecken, indem man dem Großen zeigt, daß er dem Kleinen behilflich zu sein vermag, wo dieser noch nicht allein fertig werden kann. Hat er ihn aber verletzt oder geschädigt, so soll er auch das Seine dazu tun, um den Schaden wieder gut zu machen, also die Konsequenzen seines Handelns fühlen und auf sich nehmen lernen. — Durch so ein Verhalten wird man den inneren Ansprüchen und Bedürfnissen des Kindes, das nichts so schwer erträgt, wie ein Kaltgestellt- und Ausgeschlossenwerden, gerecht, und es hat nun nicht mehr nötig, sich dem Kleineren gegenüber seine Ueberlegenheit zu beweisen und sich dadurch eine Wichtigkeit zu verschaffen. —

Von der autoritativen Erziehung des vorigen Jahrhunderts ist vieles noch in unsere Tage überkommen. Nicht selten sehen wir, daß Kinder zur Demut vor den Erwachsenen erzogen werden, nur weil diese Erwachsene und jene Kinder sind. Als ob es ein Vorrang wäre, der Demut erheischt, erwachsen zu sein! Das wäre so, als ob das Erwachsensein an sich es überflüssig machte, auch so zu handeln, daß das Kind sich freiwillig und gern einordnet und anschließt. So erlebte

ich folgende Scene: Wir sitzen mit einer bekannten Familie bei Tisch. Plötzlich sagt das eine Töchterchen laut und vernehmlich: „Vater, du hast gelogen!" Eine schallende Ohrfeige von Seiten des Vaters ist die Antwort. Die Kleine wird hinausgeschickt und darf sich erst wieder sehen lassen, wenn sie um Verzeihung bitten will für ihre respektlose und freche Anschuldigung. Keiner fragt nach Sinn und Berechtigung der Anklage. Ich bat mir aus, mit dem Kinde reden zu dürfen. Schluchzend lag sie in den Kissen ihres Bettes vergraben. Endlich brachte ich sie zum Reden, nachdem ich ihr gesagt hatte, daß ich selber viele Ohrfeigen bekommen hätte als kleines Mädchen — auch unverdiente, — und daß die Eltern sich auch manchmal irren könnten, da sie Menschen seien wie wir alle. Sie gestand nun, daß der Vater ihr gesagt habe, die Kinder kämen vom Storch. Ihre Mitschülerin aber, die Anneliese, habe ein Schwesterchen bekommen und das sei aus dem Bauch der Mutter geholt worden. Und die Anneliese wisse ganz bestimmt, daß alle Kinder aus dem Bauch der Mutter kämen. Die Anneliese hat aber noch nie Unwahres gesagt. Sie ist die Erste in der Klasse und weiß immer alles.

Das Kind hatte ganz recht: der Vater h a t t e gelogen, Muß es nun trotzdem um Verzeihung bitten, d. h. anerkennen, daß der Vater Recht, es selber aber Unrecht hat, so wird es gezwungen, eine Weltunordnung anzuerkennen, und sich ihr gegen das bessere Wissen und Fühlen unterzuordnen. Das Vertrauen ist dahin. Hinter scheinbarer Unterwürfigkeit verbirgt sich Zweifel, Unsicherheit und Angst vor der überlegenen Macht der Großen. Von w a h r e r E i n f ü g u n g ist keine Rede. Das „um Verzeihungbittenmüssen" ist eine höchst sinnlose Praktik, die mehr der gekränkten Eitelkeit und dem Ueberlegenheitsgefühl der Erwachsenen schmeichelt, als dem Kind eine nützliche Lehre ist. Meistens drückt es dem demütigenden Gefühl des Kindes, das es der Macht des Erwachsenen hilflos ausgeliefert sei, nur noch fester den Stempel auf, und wird so zum Ansporn ueuer Abwehr, die sich in Ungezogenheit äußert. Von dem Kind Demut vor den Erwachsenen zu fordern, ist falsch. Der Erwachsene soll s o s e i n, daß das Kind sich gern und freiwillig von ihm führen läßt, wo es Hilfe braucht. Dazu gehören aber Erwachsene, die so leben und handeln, daß ihr Tun dem Kind ein Beispiel zu sein vermag für die Aufgabe, sich dem Leben einzuordnen. Voraussetzung dafür ist die Ichlosigkeit des Erziehers, der sich wohl hüten muß, von dem Kind Dinge zu verlangen, weil sein eigener Vorteil sie erheischt.

Aehnlich, vom Erwachsenen aus gesehen, liegt das Problem der Erziehung zum unbedingten Gehorsam. Es gibt Erwachsene, die sinnlose, ja manchmal direkt verkehrte Dinge von den Kindern verlangen, nur weil diese g e h o r c h e n lernen sollen: Gehorsam um des Gehorsams willen, ohne Rücksicht darauf, ob die Forderung auch für das Kind Berechtigung und Sinn

hat. So sah ich einmal einen Knaben ganz vertieft in sein Spiel. Der Vater kam hinzu und sagte: „Alfred, marsch ins Bett!“ „Augenblick, Vater, mein Haus ist gleich fertig“, antwortete der Junge und baute schnell weiter. Mit einem langen Schritt war der Vater neben ihm, packte ihn am Ohr und zerrte ihn zur Stube hinaus. „Du hast keine Widerrede zu haben, sondern zu gehorchen. Der Baukasten verschwindet sofort wieder, wenn er dich zum Ungehorsam verleitet“. Der Junge war außer sich. Man hatte ihn plötzlich und unvermittelt in einer ihm sehr ernsten Arbeit gestört und seine eifrige Hingabe an eine Sache verständnislos unterbrochen. Ungehorsam hatte ihm ferngelegen. Er wollte nur erst seinen Bauplan zu Ende führen. — Dieser Junge ist später ein sehr zerstreutes Kind geworden, das sich bei keiner Sache aufhielt und sich nicht konzentrieren konnte. — Das erzählte Ereignis steht anstelle von vielen ähnlichen Erfahrungen des Jungen, der auf diese Weise die Freude an der s a c h l i c h e n Beschäftigung mit den Dingen verlor, und sich dadurch an dem Vater rächte, daß er seinerseits streikte, als nun dem Vater am kontinuierlichen Lernen des Sohnes etwas lag.

Aehnlich entmutigend wirkt auf Kinder das Zuerteilen ihnen inadaequater Arbeit, d. h. wenn man ihren Fähigkeiten Dinge zumutet, die sie nicht zu leisten vermögen:

Ein dreijähriger Knabe steckte bunte Steinchen in ein Mosaikbrett. Er hatte Freude daran, die verschiedenen Farben wohl sortiert nebeneinanderzusetzen. Da kam die Erzieherin hinzu, zeigte dem Jungen das Vorlageblatt und forderte ihn auf, der Vorlage entsprechend die Steinchen abzuzählen und das Muster nachzubilden. Das dreijährige Kind verstand nicht, was sie wollte, da es natürlich noch nicht zählen konnte und sprang nach kurzer Zeit wütend auf und warf alle Steine durcheinander. Die Lehrerin war über das Kind empört anstatt über sich selbst, denn s i e hatte versäumt, sich in das Interesse und die Fähigkeiten des Kindes einzufühlen, hatte es jählings unterbrochen und es auf einen Weg gedrängt, der ihm noch nicht gangbar war. —

Ein Kind, das oft in dieser Weise entmutigt wird, hält sich schließlich überhaupt für unfähig, seine Aufgaben zu erfüllen, und glaubt von vornherein, daß es ihnen nicht gewachsen sein würde.

Nun zu der „schlimmsten“ kindlichen Unart: dem Diebstahl. Es kommt eine Mutter sehr aufgeregt in die Erziehungsberatung, ganz verzweifelt über sich und ihren zwölfjährigen Jungen: ihre ganze Erziehung ohne Prügel habe Fiasko erlitten, die andern Leute, die ihr Vorwürfe gemacht hätten, daß sie niemals schlüge, hätten eben doch Recht, und sie habe nun ihren Jungen zum erstenmal richtig durchgehauen. Er habe nämlich etwas „Entsetzliches“ getan: Er hat gestohlen und dann hinterher noch geleugnet!

Was hat er gestohlen? Einmal in einem Laden eine Schachtel Zigaretten und einmal eine Kassette mit Geld, die

Ersparnis eines Freundes. Die Zigaretten hat er mit Freunden verraucht, das Geld für technische Anschaffungen verwendet. Uns drängt sich die Frage auf, worin für den Jungen der Druck besteht, der es für ihn nötig macht, die „Großmannsgeste“, das „Erwachsenseinwollen“, das sich im Rauchen äußert, so zu betonen? Und warum muß er sich seine Anschaffungen heimlich machen? Die Antwort für Beides fällt in diesem Fall zusammen. Der Junge hat immer sehr bewundernd zu seinem Vater aufgeschaut, den er für unerreichbar hochstehend hielt, und dem er es doch gleichzutun suchte. Der Vater hatte bis vor kurzem angesehene Stellen im Staatsdienst ausgefüllt, diese aber durch den politischen Umsturz nach dem Kriege verloren. Die Familie war dadurch in pekuniäre Schwierigkeiten geraten, und die Geldsorgen spielten zu Hause eine vorherrschende Rolle. Die Mutter mußte plötzlich alle Arbeiten selber tun, und der Vater herumreisen, um sich um neue Stellungen zu bemühen. Unabhängigkeit und Reichtum waren aber für den Jungen der Inbegriff von Macht, Sicherheit, und Obensein, und er empfand diese Veränderung als Demütigung und Niederlage, die vor allem vor den Kameraden in der Schule vertuscht und verschleiert werden mußte. Er hätte seinem Freunde niemals eingestanden, daß er sich seinen Radioapparat nicht weiterbauen könne, weil ihm das Geld für Schrauben etc. fehlte. — Ebensowenig hätte er aber auch gewagt, die Mutter, die mit jedem Pfennig rechnen mußte, darum zu bitten. Er hatte nicht den Mut, eine abschlägige Antwort oder auch nur einen Seufzer von Seiten der Mutter zu riskieren, ebensowenig wie er sich der vorherrschenden Meinung, daß Armut Schande sei, entziehen konnte. Die Mutlosigkeit war ein wesentliches Merkmal an diesem Kind, das die Eltern „verdruckt“, also verschlossen nannten. — Er war fünf Jahre lang das jüngste Kind gewesen; von der Mutter sehr behütet; lange auffallend abhängig von ihr und dementsprechend unselbständig und ungeschickt. Für die Geburt eines jüngeren Bruders rächte er sich dadurch, daß er diesen tyranisierte und in seinen Dienst stellte. — Nun ist eine auffallende Tatsache bei mutlosen Kindern, daß sie keine Spannungen ertragen, geschweige denn sie fruchtbar machen können. Ihre Empfindlichkeit, ihr Geltungsbedürfnis ist so zugespitzt, daß sie einen unerfüllten Wunsch schon wie eine Niederlage empfinden, wie eine Beeinträchtigung ihres stets nach oben strebenden Ich, und daß sie ihr inneres Gleichgewicht erst wieder hergestellt wissen, wenn der Wunsch befriedigt ist. Da sie aber den Mut zur Leistung nicht haben, geschieht diese Befriedigung durch Kurzschluß. Der Diebstahl ist in solchen Fällen das sich Herummogeln um eine Leistung, die in demselben Augenblick notwendig gewesen wäre. Im Gegensatz hierzu steht das mutige Kind, das entweder mit gesundem Optimismus abwarten kann, bis sein Wunsch ihm einmal erfüllt wird, oder aber für sich selbst eine Aufgabe in der Situation erblickt,

seine Kräfte angespornt fühlt und Mittel und Wege erfindet, sich das Gewünschte durch reale Leistungen zu erringen.

Kehren wir zu unserem Fall zurück.

Die erhaltenen Prügel, und vor allem die moralische Verurteilung und die pessimistischen Zukunftsprophezeiungen von Seiten der Mutter bestärkten den Jungen natürlich in seiner Mutlosigkeit. Er hatte das Gefühl, einen unverbesserlichen Fehler begangen zu haben und durch das Mißtrauen seiner Angehörigen für immer von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen zu sein. — Der Erfolg war, daß er noch verstockter wurde, in seinen Schulleistungen zurückging und den kleinen Bruder mehr quälte denn je. —

Wie soll sich die Mutter nun verhalten? Vor allem einmal von jeder m o r a l i s c h e n Wertung der Entgleisung absehen. Dann, nachdem sie im mangelnden Mut die Wurzel derselben erkannt hat, einen Weg suchen, diesen im Kind wieder herzustellen. Den Fehler also nicht als B e l a s t u n g auf das Kind welzen, sondern ihn wiederum nur zum Anlaß einer Aufgabe machen, der sich das Kind gewachsen fühlt, und die es in seinem Selbstvertrauen stärken kann. Etwa so: Sie sagt ihm, daß kein Mensch fehlerlos sei und daß es keine Schande wäre, Fehler zu b e g e h e n , daß es aber einen Weg gäbe, sie selber zu verbessern. In jedem Fehler steckt eine Aufgabe, die nicht immer bequem ist, aber immer lösbar. Hier liegt die Sache zum Beispiel so: Du hast dem Kameraden sein erspartes Taschengeld gestohlen. Du selbst bekommst auch Taschengeld. Du möchtest frei werden von der Last Deiner Missetat. Der einfache Ausweg ist der, daß du es nach und nach von deinem Geld zurückzahlst. Ich traue dir diese Leistung zu. Wenn man gegen Gesetze des Lebens und der Gemeinschaft verstößt, so gibt auch das Leben selber die Ohrfeige dafür: Man muß leiden und Opfer bringen. Das ist unbequem. Jeder Fehler hat in sich die Folge der Unbequemlichkeit. Man kann keiner notwendigen Handlung entgehen, ohne an irgend einer Ecke dafür zu leiden. Das ist das Leben, ein Gesetz. Damit haben alle Menschen zu rechnen, Groß und Klein. Es gibt keine Ausnahmen. —

Auf diese Weise hat kein Erwachsener mehr nötig zu strafen, zu moralisieren. Die K o n s e q u e n z l i e g t i n d e r S a c h e s e l b s t. Dem Jungen ist nicht nur der Ausweg gezeigt, den er durch eigene Kraft „leisten" kann, sondern er ist wirklich um eine Einsicht reicher geworden. — So kann jeder Fehler für den Menschen fruchtbar gemacht werden, natürlich nur dann, wenn auch die Erzieher selber bereit sind, in dieser Weise von ihren Fehlern zu lernen. Die Fehler des Kindes sollen durchaus nicht verwischt werden, im Gegenteil, dadurch, daß der Erwachsene selbst affektlos ist und die Dinge objektiv sieht, tritt er seinerseits nicht als rächende und verwischende Instanz zwischen Ursache und Wirkung einer Handlung. Das Kind lernt aus seinem Tun selbst, während es im anderen Fall nur die Strafe fürchten lernt.

Je entgleister, je ungezogener ein Kind ist, umso entmutigter ist es auch, und desto grösser muß die Rücksicht und Liebe des Erziehers sein. Leider genügt nicht immer die Liebe allein, um ein schwer erziehbares Kind in die richtigen Bahnen zu lenken. Man muß auch die psychologischen Zusammenhänge, welche die Individualpsychologie uns sehen gelehrt hat, wissen, um an die wahre Wurzel der Unart heranzukommen. Sieht man die Wurzel anstatt die Unart selbst, so kann man in produktiver aufbauender Weise dem Kind helfen, sich zu korrigieren. Durch Strafe dagegen wird die Unart eventuell erstickt und das Kind mit Macht gezwungen, gewisse Dinge zu unterlassen. An seiner inneren Leitlinie wird dadurch aber nichts geändert, diese vielmehr in ihrer Starrheit nur verstärkt.

Die erste Vorbedingung für eine produktive Erziehung ist, daß der Erzieher selbst erzogen ist und dauernd an seiner eigenen Erziehung arbeitet. Er darf nie an seine eigenen Vorteile und Bequemlichkeiten denken, sondern muß vom Kind und dessen Psyche ausgehen. Er soll das Wohl der Gemeinschaft im Auge behalten, in die das Kind nehmend und gebend einzuordenen ist. Um die für das Kind richtigen und möglichen Wege zu finden, auf denen dieses den Weg zur Gemeinschaft gehen lernt, ohne in seiner Entfaltung gehemmt zu werden, muß er die Tragfähigkeit der kindlichen Psyche beurteilen können. Es wäre für den Erzieher oft leichter, richtig zu handeln, wenn er anstatt negativ zu fragen: „Wie verhüte ich?“ positiv fragen würde: „Wie ordne ich ein?“ Die Antwort hierauf wäre: Indem man das Kind in einer ihm angemessenen Weise beschäftigt. Ihm den Mut zum Leben erhält. Es über seine Fehler aufklärt und, wenn es entgleist ist, ihm den Weg zur Gemeinschaft zeigt und ihm hilft, diesen Weg zu beschreiten.

Aus einer so eingestellten straflosen Erziehung, in der das Kind lernt, die Folgen seiner Handlungen selber zu tragen, werden nicht Weichlinge, sondern mutigeMenschen mit lebendigem Verantwortungsgefühl hervorgehen.

Mensch und Gemeinschaft

Kleine Schriften zur Individualpsychologie.

Herausgegeben
von
Fritz und Ruth Künkel

Drittes Heft

Otto Kaus (Berlin)

Ehe und Ehelosigkeit

Im Auftrage der Berliner Ortsgruppe
des Internationalen Vereins für Individualpsychologie.

Geschäftsstelle: Dahlem, Falkenried 12 (Dr. Fritz Künkel)

Otto Kaus (Berlin):

Ehe und Ehelosigkeit

Es ist eine Erkenntnis jungen Datums, die erst durch die Individualpsychologie in ihrer vollen Bedeutung erfaßt werden konnte, daß die Ehe, insofern das Verhalten des Einzelnen zu ihr in Betracht kommt, in erster Linie ein psychologisches Problem darstellt. Man kann natürlich die Ehe als Kulturinstitution auch kulturhistorisch betrachten, von einem ethischen oder religiösen Standpunkt beleuchten; aber alle diese Betrachtungsweisen werden uns im Stich lassen, sobald wir es mit der einfachen Frage zu tun haben, warum diese Ehe gut und jene schlecht sei? Wir werden ohne Psychologie auch die Frage nicht lösen können, warum ein Mensch verheiratet sei und der andere ehelos bleibe. Wenn es sich gar darum handelt, eine Ehe zu beeinflussen, z. B. einen Ehekonflikt zu lösen oder junge Menschen auf die Ehe vorzubereiten, ist eine klare psychologische Einstellung unentbehrlich. Wir dürfen uns dann nicht fragen: was sagt die Geschichte, die Moral, die Weltanschauung, der wir angehören, dazu?, sondern wir müssen uns fragen: wie verhält sich der Einzelmensch, und welche Mittel stehen uns zur Verfügung, um sein Verhalten zu beeinflussen?

Es erscheint uns deswegen geboten, diese verschiedenen Möglichkeiten der Betrachtung auseinander zu halten, weil erfahrungsgemäß bei jeder Auseinandersetzung über die Ehe im allgemeinen oder über einen Einzelfall diese Betrachtungsweisen durcheinanderlaufen und eine Verständigung unmöglich machen. In der Regel wird es sich sogar herausstellen, daß die Menschen mit besonderer Vorliebe vor der entscheidenden psychologischen Fragestellung in kulturkritische, historische oder moralisierende Erwägungen über die Ehe ausweichen, sei es aus Unkenntnis oder Unklarheit in bezug

auf die wesentliche Problematik der Seele, sei es, weil sie eigene Hemmungen daran hindern, die wichtigen Punkte des Problems eindeutig und ehrlich ins Auge zu fassen.

Allerdings: es wird nicht möglich sein, über die Ehe als psychologisches Problem Klarheit zu gewinnen, wenn man das allgemeine Weltbild verschleiert, das man seiner Menschenbetrachtung zugrunde legt. Aus dem Verhalten des Menschen zu den wichtigsten Angelegenheiten des Daseins können wir auf seine gesamte Weltanschauung schließen. Vielleicht nicht immer auf jene Weltanschauung, die er bewußt verteidigt, sehr oft bloß auf jene, die er „wirklich" hat, als tatsächlich wirksame Leitlinie seines Lebens. Wenn es sich gar um eine Frage handelt, die so tief in das Schicksal der Menschen einzugreifen vermag wie die Ehe, wird das Widerspiel zwischen dem allgemeinen Weltbild und der Einzelorientierung eine besonders innige Verflechtung zeigen. Stets wird jemand, indem er seine Ansicht über die Ehe verteidigt, einer bestimmten Weltanschauung, einer für ihn charakteristischen Meinung in bezug auf das Verhältnis des Menschen zur Welt und der Menschen untereinander das Wort reden, und jeder wird hinwiederum durch seine Weltanschauung zu einem bestimmten theoretischen und praktischen Verhalten der Ehe gegenüber veranlaßt. Zwischen Weltanschauung und psychologischer Erkenntnis liegt jedoch ein weiter Weg, den nur jemand gehen kann, der mit Kenntnis und Erfahrung über die innere Gesetzmäßigkeit seelischen Werdens ausgerüstet ist. Andererseits können und sollten psychologische Erkenntnisse zur Korrektur weltanschaulicher Einstellungen veranlassen, die mit Vergewaltigungen seelischer Möglichkeiten rechnen.

Das Weltbild, das die Individualpsychologie allen ihren Einzelbetrachtungen zugrundelegt, stellt als letzte Voraussetzungen des Mensch-Seins auf: das Beziehungssystem Mensch : Erde, in welches der Einzelmensch wie in ein unentrinnbares Schicksal hineingestellt erscheint, die tatsächliche Vergesellschaftung des Menschen und die Zweigeschlechtlichkeit der Menschheit. Aus diesen Voraussetzungen erwachsen der Menschheit als Ganzes und jedem einzelnen ihrer Mitglieder bestimmte Aufgaben, die sich als die Aufgabenkreise der Arbeit (im System der Arbeitsteilung: Beruf),

der Liebe (Beziehung zum andern Geschlecht) und der Gemeinschaft (Beziehungsfähigkeit zu Menschen) abgrenzen lassen. Im Verhältnis zu diesen Aufgaben, die den Gesamtkomplex der Wirklichkeit darstellen, entwickelt der Mensch jene Zielsetzungen und Bereitschaften, die wir als seinen „Charakter" bezeichnen. Wenn wir dieses Weltbild durch das Ensemble der Bedingungen ergänzen, die das seelische Werden beeinflussen (allgemeine Zielstrebigkeit der Seele, Minderwertigkeitsgefühle, Sicherungsstreben, Macht-, Geltungsstreben usw.)*, so ergeben sich bestimmte Richtlinien zur Betrachtung des sich oft recht verworren darbietenden Problems der Ehe.

1. Die Ehe als erotisches Problem. Monogamie.

Das Verhalten in der Ehe, die eine Form der Geschlechtsgemeinschaft darstellt, ist von der allgemeinen sexuellen Einstellung der Menschen abhängig. Aus dieser selbstverständlichen Beziehung zwischen Ehe und Sexualität ergeben sich eine Reihe von mißverständlichen Vorurteilen, die geeignet sind, unser Verständnis für die wesentliche Problematik der Ehe zu verwirren. Sie liegen alle auf derselben Linie: sie entstehen aus dem Versuch, die Ehe als ein n u r sexuelles (oder „erotisches") Problem zu verstehen. Von einem solchen Standpunkt aus versucht man oft eine ideale Form der Ehe zu konstruieren, die irgendwie der angeborenen Triebhaftigkeit des Menschen besser angepaßt sein soll (als etwa die Monogamie); oder man bemüht sich, die Stellung der Geschlechter in der Ehe nach einer vorgefaßten Meinung über das Wesen ihrer Geschlechtlichkeit abzugrenzen, zu erklären oder zu disziplinieren (der „polygame" Mann, die „monogame" Frau). Ehekonflikte werden aus den verschiedenen erotischen Bedürfnissen, aus scheinbar unkorrigierbaren Unverträglichkeiten erklärt. Es wird die Wahl des „richtigen Mannes", der „richtigen Frau" empfohlen.

* S. u. a. F. Künkel, Die Grundbegriffe der Individualpsychologie. Heft I dieser Sammlung.

Es ist leicht nachzuweisen, daß alle diese Erklärungsversuche und Postulate einer unzulänglichen Vorstellung über die Funktion der Sexualität in der seelischen Entwicklung des Menschen entspringen. Jeder Versuch, der darauf hinausläuft, in einem erotischen Problem nichts als eine „sexuelle" Leitlinie erblicken zu wollen, muß mit einem Verzicht auf jegliches Verständnis enden. Angeboren ist dem Menschen bloß die Fähigkeit und damit das Bedürfnis nach einer bestimmten physiologischen Funktion. Die angeborene Sexualität ist gestaltlos, amorph, auf kein Objekt gerichtet. Der Mensch *lernt* erst im Verlauf seiner Entwicklung, an der Hand von Beispielen, Erfahrungen, Erlebnissen, sich mit seiner eigenen Sexualität auseinanderzusetzen. Er muß sich erst eine Orientierung suchen, nach der er sich bei der Entfaltung seiner Geschlechtsrolle richtet, er muß lernen, aus seiner Sexualität etwas zu „machen", sie in einem bestimmten Sinne zu verwenden. Sein sexuelles Programm bildet einen wesentlichen Teil seines allgemeinen Lebensplanes und trägt alle charakteristischen Merkmale des letzteren.

Vor allem wird uns das Sexualprogramm eines Menschen auch seine größere oder geringere Belastung mit Minderwertigkeitsgefühlen verraten, die besonderen Spielregeln und Kampfmethoden, die er entwickelt hat, um sein Selbstgefühl zu stützen und zu befriedigen; es wird uns seine Machttendenzen offenbaren, sein Kompensationsstreben, die Listen und Tücken seines Geltungsdranges. Die sexuelle Einstellung eines Menschen gibt uns die abgekürzte Formel seiner Zielstrebigkeit wieder, nicht anders jedoch und mit keiner besonderen Bedeutung behaftet, als sie uns die Einstellung des Menschen auf alle anderen Aufgaben des Lebens auch verrät. Im Bereiche des Sexuellen wird diese Formel nur deswegen klarer und eindeutiger hervortreten, weil hier die Kontrolle der sozialen Wirklichkeit weniger stark zur Geltung kommt und die Bedingungen des Experiments weitgehend von der Willkür der Beteiligten abhängen.

Sexuelle Konflikte sind daher stets Konflikte des Selbstgefühls, der Kampf um sexuelle Geltung ist stets ein Teil des allgemeinen Geltungskampfes, den der einzelne führt, und bei dem er die erotische Abhängigkeit eines Partners irgendwie zu verwenden und auszubeuten versuchen wird. Abge-

sehen von dem teilweise unwirklichen, zum Scheinarrangement einladenden Charakter der sexuellen Situation, der eine stete Versuchung zur Ausbildung extremer Leitlinien ausübt, wird der Geltungskampf bei den Beziehungen der Geschlechter dadurch verschärft, daß das Mann-Weib-Verhältnis im Rahmen einer seit Jahrtausenden männlich eingestellten Kultur eine symbolische Umdeutung im Sinne einer Gegenüberstellung von Oben-Unten, Stark-Schwach, Überlegen-Unterlegen erfährt. Alle Empfindlichkeiten, Erwartungen, Bereitschaften eines Menschen, die der Sicherung und Inszenierung seines Prestigestrebens dienen, werden daher durch die Begegnung mit dem anderen Geschlecht besonders deutlich angesprochen. Der Mann fühlt sich in seinem „Männlichkeitsideal" aufgestachelt, die Frau in ihrem Minderwertigkeitsgefühle vor der vermeintlichen Überlegenheit des Mannes aufgereizt. So treten sich Mann und Frau in der sexuellen Sphäre in einer besonders kritischen Situation entgegen, die eine empfindliche Probe für ihre Gemeinschaftsfähigkeit oder Gemeinschaftsfeindlichkeit bedeutet.

Die Sexualität ist demnach ein durchaus „plastisches Material" im Dienste der allgemeinen Zielstrebigkeit des Menschen. Der Mensch denkt in die Zukunft voraus, sucht sich seine Orientierungen, bahnt sich mit Hilfe der Leitlinien, die ihm aus seiner subjektiven Lage heraus als brauchbar erscheinen, einen Weg durch die Welt und organisiert entsprechend dieser Abschätzung seiner Möglichkeiten und Aussichten seine erotische Einstellung. Die Auseinandersetzung mit der Gemeinschaft, mit ihren Anforderungen und Hilfsmitteln, ist das ständige Problem, das seine Entwicklung begleitet. Diese Auseinandersetzung mit der Gemeinschaft ist weiter nichts als der Prozeß der Anpassung an das Kulturensemble, das ihn umgibt, in seiner aktuellen Gestalt, das ihm bestimmte Anleitungen gibt, wie er mit den Aufgaben seines Lebens ohne heftige Zusammenstöße mit der Allgemeinheit fertig werden kann. Durch seine Charaktereinstellung, von der das Sexualprogramm einen wesentlichen Teil bildet, bringt es der einzelne zum Ausdruck, inwieweit seine individuelle Zielstrebigkeit in den großen Strom der gemeinschaftbildenden Ziele eingemündet ist, inwieweit er eine Ausnahmestellung für sich in Anspruch nimmt, inwieweit Macht- und

Überlegenheitsstreben oder nützlicher Gemeinschaftsgeist seinen Lebensplan belebt.

Es ergibt sich aus diesen Voraussetzungen, daß der Einzelne und die Menschheit als Ganzes durch keine Art biologischer oder irgenwie unabänderlich vorgebildeter sexueller Prädestination zu einer bestimmten Form der Geschlechtsgemeinschaft verpflichtet oder zu einer Form besser geeignet erscheint als zu einer andern. Es fallen damit alle Erwägungen darüber weg, ob etwa eine polygame, polyandrische oder monogame Form der Ehe der Natur des Menschen besser angepaßt sei. Die „Natur" der Menschen ist kein fertiges Gebilde, sondern ein täglich sich ergänzendes, ummodelndes, werdendes Produkt. Bei seiner Auseinandersetzung mit dem anderen Geschlecht stößt der Einzelne auf bestimmte Institutionen rechtlicher, wirtschaftlicher, kultureller Art, durch welche die Gesellschaft den Prozeß der Fortpflanzung zu garantieren und zu schützen bestrebt ist (eine Gesellschaft ohne solche Garantie, die den für sie lebenswichtigen Prozeß gleichsam „sich selbst überläßt", ist kaum denkbar). In unserer Gesellschaft tragen diese Garantien die Merkmale der Monogamie. Erst indem der Mensch aus einer ganz anders als „sexuell" betonten Zielstrebigkeit heraus diese gesellschaftlichen Forderungen anerkennt oder verwirft, wird er monogam oder polygam, beginnt er auf Monogamie zu trainieren oder nach irgendeinem abenteuerlichen Sexualprogramm der Promiskuität zu experimentieren.

Ebensowenig wie es uns gestattet erscheint, von einem absoluten Standpunkt her eine bestimmte Eheform zu verteidigen, ebensowenig möchten wir an dieser Stelle die Monogamie von einer allgemeinen Anschauung her über den zukünftigen Gang der Kulturentwicklung beleuchten. Wir haben es bloß mit der eindeutigen Tatsache zu tun, daß die Gesellschaft jetzt und für absehbare Zeit aus Gründen, die mit ihrer gesamten wirtschaftlichen und sozialen Organisation verknüpft sind, auf die Institution der Monogamie nicht verzichten kann. Darüber kann der Umstand nicht hinwegtäuschen, daß innerhalb unserer Gesellschaft legislativ und der allgemeinen Anschauung nach den Anpassungsschwierigkeiten der Menschen bis zu einem gewissen Grade Rechnung getragen wird. Von einem aufgeklärten pädagogischen Stand-

punkt aus ist es auch durchaus erwünscht, daß jeder unmittelbare Zwang, der darauf gerichtet ist, den Einzelnen auf eine bestimmte Eheform zu verpflichten, aus der Gesetzgebung und aus der öffentlichen Meinung ausgeschaltet werde. In einer vom Zwang befreiten Atmosphäre würden sich jene Tendenzen, welche die Monogamie unserer Gesellschaft als zweckmäßigste Regelung des Fortpflanzungsprozesses empfehlen, in einer günstigeren Weise durchsetzen. Ergänzend möchten wir uns bloß die kulturkritische Bemerkung erlauben, daß es schwer vorstellbar ist, irgendeine zukünftige Gesellschaft könnte ein Promiskuitätsprogramm beliebiger Art als einen Fortschritt gegenüber der Monogamie empfinden. Mit dem Sieg des christlichen Prinzips von der seelischen Gleichwertigkeit der Frau, das nach einer stets angemesseneren Ausgestaltung in der allgemeinen Sitte der Völker ringt, ist dem erotischen Problem eine eindeutige Orientierung gegeben, auf welche die nachchristliche Menschheit ohne die Empfindung eines Rückschritts schwerlich verzichten kann.

Für den Geltungsbereich der europäischen Kultur läßt sich mit Sicherheit folgendes feststellen: jeder Versuch, ein Promiskuitätsprogramm als gesellschaftlich gültige Norm der Geschlechtsgemeinschaft zu empfehlen, rechnet mit einem unmöglichen oder utopischen psychologischen Experiment. Er hat die Loslösung des erotischen Erlebnisses aus der Gesamtheit der Bedingungen zur Folge, an denen der Mensch von heute sein Selbstgefühl prüft und bewährt. Es ist nicht möglich, das erotische Erlebnis zu trennen von der Problematik des Selbstgefühls, von dem Persönlichkeitsproblem, als dessen Ausgestaltung es überhaupt erst erlebt wird. Der Aufbau der Persönlichkeit, als ein stetiges Fortschreiten zu bewußter Verantwortung vor der Gemeinschaft und zu einheitlicher Konsequenz verstanden, zwingt dem Einzelnen bei der Erfüllung seiner Geschlechtsrolle mit steigender Reife und Einsicht immer dringlicher die Auswahl jener Form von Geschlechtsgemeinschaft auf, welche den größten Nutzen für die Gesellschaft, die beste Garantie für die Nachkommenschaft und die geringsten Reibungsverluste für das eigene Selbstgefühl und das Selbstgefühl der anderen verspricht. Diese Bedingungen erscheinen nur durch eine möglichst zielsichere und konsequente Orientierung auf Monogamie (mit

allen ihren Folgerungen: Tendenz zur erotischen Treue, zur Unlösbarkeit, zur gegenseitigen sozialen Verantwortlichkeit der Partner) gewährleistet. Kein Pädagoge, kein Arzt, kein Psychotherapeut oder „Seelsorger" irgendwelcher Art, kein Berater der Jugend, kein „Führer" einer Jugendbewegung kann mit gutem Gewissen die Verantwortung für eine Anschauung übernehmen, die den Menschen zur Lösung seiner erotischen Aufgaben anders als monogam orientiert. Wer auch nur ein einziges Mal mit klarer Einsicht in die Zusammenhänge die Verwahrlosung und Verwüstung erlebt hat, die jeder Versuch fast unvermeidlich zur Folge hat, innerhalb der Gesamtheit äußerer und innerer Bedingungen, die den Kulturmenschen unserer Zonen untrennbar begleiten, ein mehr oder weniger phantastisches Promiskuitätsprogramm zu forcieren, wird jede Pädagogik oder Weltanschauung, welche diese Voraussetzungen des erotischen Erlebens innerhalb unserer Kulturgemeinschaft zu verschleiern oder zu negieren versucht, als äußerst unzulänglich oder gar als kriminell bezeichnen.

Diese Überlegungen, zu denen die Individualpsychologie aus ihrer konsequenten Einstellung auf das Spannungsverhältnis Ich : Gemeinschaft gelangt, werden erfahrungsgemäß durch den Hinweis auf die offenkundige Tatsache durchkreuzt, daß viele Menschen ihre Ehe keineswegs als eine Erleichterung ihrer Lebensaufgaben, sondern als eine Erschwerung und Belastung empfinden. Die „schlechte Ehe", die den Gatten, den Kindern, der gesamten Umgebung zum Fluch gereicht, ist keine seltene Erscheinung. Die unmittelbare Beobachtung, die häufigen Scheidungsprozesse führen eine deutliche Sprache. Gerade die aufgeklärtesten Kreise fühlen sich daher zu einem tiefen Mißtrauen gegen die heutige Form der Ehe berechtigt. Und wenn wir bei den weitverbreiteten Klagen über die Ehe und ihre Schwierigkeiten von allen leichtfertigen Floskeln und billigen Sentenzen abstrahieren, bleibt ein gerüttelt Maß Leid und Schmerz zurück, das die Menschheit von heute an der Ehe erlebt. Es sind die „schlechten Ehen", die eine gewisse Proteststimmung gegen die Monogamie dauernd züchten und lebendig erhalten, und die oft auch den ungeschicktesten Besserungsversuchen einen gewissen Erfolg garantieren.

Die in der Regel uneingestandene Voraussetzung, von der aus viele dazu gelangen, unter Hinweis auf die Schwierigkeiten, denen viele Ehen begegnen, von der monogamen Ehe als von einer uns schädlichen oder absterbenden Form der Geschlechtsgemeinschaft zu sprechen, liegt in der unzulänglichen Erkenntnis dessen, daß mit der Ehe dem Einzelnen keineswegs eine Erlebnisform empfohlen wird, die gleichsam unabhängig von seiner Beteiligung und Verantwortung bestimmte Vorteile verspricht. Die Ehe wird von der Gemeinschaft dem Einzelnen als eine A u f g a b e gestellt, mit der er sich vom Standpunkt seiner Verantwortlichkeit für die Gemeinschaft auseinanderzusetzen hat. Es ist eine von vornherein zum Scheitern verurteilte Hypothese, mit der Möglichkeit zu rechnen, im Bereiche des Fortpflanzungsprozesses, also der Reproduktion der Gesellschaft, mildere Bedingungen antreffen zu wollen, als der Mensch bei der Erfüllung aller übrigen gesellschaftlichen Aufgaben antrifft. Von der Liebe das Wunder der Befreiung von irdischer Mühsal verlangen, heißt, die Liebe zu einem Attentat gegen die unwandelbaren Gesetze der Wirklichkeit mißbrauchen. Bei einem solchen Experiment geht dem Menschen gerade jene Hilfe verloren, welche ihm die Liebe durch Stärkung seines schöpferischen Gemeinschaftsgefühls bei der Bewältigung seiner Aufgaben im Leben gewähren kann. Die Liebe bloß als bequeme Quelle des „Lustgefühls“ oder unverbindlicher, zielloser Befriedigung von Macht- und Geltungsstreben aufgefaßt, setzt eine Welt voraus, in welcher die Geschlechtsliebe völlig losgelöst wäre von der Aufgabe der Fortpflanzung und außerdem von aller Problematik des Selbstgefühls und der Selbstbehauptung, mit der sie unlösbar verbunden ist.* Jeder solche Versuch wird aus der immanenten Logik des Lebens heraus mit schweren Brüchen in der Denkkonsequenz und mit konfliktreichen Erfahrungen „bestraft“, die den Einzelnen zu immer fortschreitender Absperrung von der Gemeinschaft zwingen oder zum Abbau einer Zielsetzung, die nur unter schwer zu verantwortenden Regiekosten durchführbar erscheint.

---

* Auf der Linie eines solchen Experimentes: Die Liebe von jeglicher Verantwortlichkeit loszulösen, liegt die Entwicklung zu den Perversionen. Darüber mehr in einer demnächst in den „Kleinen Schriften zur Seelenforschung“ herausgegeben von Arthur Kronfeld, erscheinenden Arbeit. D. V.

Die Tatsache der „schlechten Ehen“, die unsere monogame Gesellschaft belasten, berechtigt uns noch keineswegs zu einem absoluten Einwand gegen die Monogamie. Die „Berechtigung“ der Monogamie kann aus der Einzelentwicklung des Menschen gar nicht erschlossen werden. Die Monogamie erwächst aus überpersönlichen Notwendigkeiten der sozialen Organisation dem Einzelnen als eine Aufgabe, an deren Lösung ihn keine angeborene Hemmung verhindert. An diese Voraussetzungen ist eine psychologische Betrachtung des Eheproblems gebunden. Die „schlechten Ehen“ berechtigen bloß zur Feststellung, daß unsere Generation offenbar sehr schlecht für die Ehe v o r b e r e i t e t wird, und daß in unserem Kulturmilieu schädliche psychische Keime virulent sind, die den Einzelnen und viele Einzelne in eine den erotischen Aufgaben unserer Gesellschaft angepaßte Zielsetzung hineinzuwachsen verhindern. Jede Diskussion über die Form der Ehe betrifft im Grunde bloß die Frage der Vorbereitung auf die Ehe.

Wenn nun in unserer Gesellschaft in bezug auf die Beeinflußbarkeit des Einzelnen, sowohl des Erwachsenen als auch des Kindes, äußerst pessimistische oder fatalistische Vorstellungen im Schwange sind, die mit einem „Er ist so!“, „Er kann nicht anders!“, „Es ist nichts zu machen!“ als mit letzten Argumenten rechnen, so wird bei Problemen der Liebe dieser Fatalismus geradezu mit einem poetischen Schein umkleidet. Er bekommt einen durch Dichtung, Kunst, Sprichwörter geheiligten traditionellen Charakter. Eine Gesellschaft, in welcher Sentenzen etwa der Art wie „Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt!“ Kurswert behalten, oder die am Dualismus des „Körperlichen“ und des „Seelischen“ mit einem zähen Aberglauben festhält, ist für die Erziehung zur Ehe naturgemäß sehr ungeeignet. Gegen diese Mätzchen der Propheten der Willkür können auch jene Erzieher nicht aufkommen, die unter Berufung auf ein abstraktes Prinzip den Menschen unter ein Zwangssystem zu beugen versuchen. Gerade in bezug auf Liebe und Ehe wird eine Zwangserziehung am ehesten versagen, weil die Gelegenheiten zum Ausweichen, zum Mißbrauch, zur Willkür viel leichter gegeben sind als bei anderen Aufgaben des Lebens, bei denen beim Versagen die Strafe auf dem Fuße folgt. Wer erotisch

versagt, bekommt erst auf Umwegen die Folgen seiner unzulänglichen Einstellung zu spüren. Die Einsicht in den Sinnzusammenhang der Kultur und in die Logik des menschlichen Zusammenlebens ist nirgends so wichtig wie bei der Vorbereitung des Menschen auf die Liebe, gerade deswegen, weil in der Liebe dieser Sinnzusammenhang am leichtesten und bequemsten verletzt werden kann.

Das Vorurteil, das am gangbarsten ist, weil es allen Entmutigungen und Minderwertigkeitsgefühlen im Menschen entgegenkommt, ist auf Lostrennung des Liebesproblems vom Wirklichkeitsproblem gerichtet. Die Liebe als Flucht vor der Wirklichkeit, die Liebe als Nebenkriegsschauplatz ist die uneingestandene Voraussetzung der meisten Anschauungen über die Liebe. Der Umstand, daß sich die Liebe bis zu einem gewissen Grade zur Flucht vor der Wirklichkeit in eine Scheinwelt ohne allzu großes Risiko benutzen läßt, und daß hier die Spielregel „aus Nichts Etwas zu machen" dank der fehlenden unmittelbaren Kontrolle der Wirklichkeit billige Erfolge feiert, trägt am meisten zu jenem Wesenszug unserer Kultur bei, den man als „Überschätzung der Liebe" bezeichnen könnte. Diese Loslösung von der Wirklichkeit und phantastische Mystifikation ist letzten Endes nur ein verwegener Kunstgriff, eine Fiktion, ein Selbstbetrug insofern, als der Mensch mit der Wirklichkeit durch tausend Fäden verflochten ist und immer wieder an sie erinnert wird.

Am allerwenigsten ist diese Fiktion als Vorbereitung für die Ehe brauchbar. Ehe ist nicht bloß Geschlechtsgemeinschaft, sondern darüber hinaus: Schicksalsgemeinschaft. Ehe setzt das Bekenntnis zur gemeinsamen sozialen Verantwortlichkeit voraus, ist ein Schutz- und Trutzbündnis zur Bewältigung wirklicher Aufgaben. Wenn nicht schon früher, wird der Einzelne an diesen Zusammenhang seines erotischen Erlebens mit der Wirklichkeit und Allgemeinheit durch die Nachkommenschaft erinnert, durch die unabwendbaren Verpflichtungen und Verantwortungen, die sie zur Folge hat. Wer in die Liebe flüchtet, um den Zusammenstoß mit der Wirklichkeit hinauszuziehen, zu verzögern, zu mildern, wird sehr bald den Zusammenbruch seines erotischen und gleichzeitig seines praktischen Lebensprogramms erleben. Aber jene Unsicherheiten und Unzulänglichkeiten, die ihn auf den

Nebenkriegsschauplatz vertrieben, werden nach der Entlarvung des Selbstbetrugs mit verdoppelter Kraft wieder zur Geltung kommen und ihm auch das Bestehen auf dem Nebenkriegsschauplatz unleidlich erschweren. Auf dieser Linie liegt wohl das „Ernüchterungserlebnis“, das viele für das Versagen ihrer Ehe verantwortlich machen. Als die Wirklichkeit mit ihren Forderungen an das Tor der Phantasiewelt klopfte, die sie aus Angst vor der Wirklichkeit errichtet hatten, verlor diese Phantasiewelt ihren Reiz. Die Bestimmung, die sie ihr zugedacht hatten, konnte sie nicht erfüllen; da die Einsicht in den wirklichen Zusammenhang die Erkenntnis der eigenen Fehler und die Auseinandersetzung mit Schwächegefühlen voraussetzt, wird die Verantwortung auf Nebenumstände (den Partner, auch auf einen eigenen Fehler, jedoch von geringerer Bedeutung) geschoben. Es entsteht dann der „unlösbare Konflikt“, die Haß-Ehe, die nun die Funktion der Phantasiewelt übernimmt: als Ausrede und Puffer vor der Wirklichkeit zu dienen.

Dieser Tendenz zur Überschätzung der Liebe, zum Ausbau der Liebe als Nebenkriegsschauplatz, die besonders bei Neurotikern erfinderisch ausgestaltet wird, kommt Freuds Psychoanalyse als eine erwünschte wissenschaftliche Bestätigung entgegen. Mit Hilfe der Psychoanalyse kann sich der Neurotiker im Wahne erhalten, daß er, indem er sich auf seinem Nebenkriegsschauplatz umhertummelt, mit ewigen Menschheitsfragen in Verbindung steht.

Erziehung zur Ehe und Erziehung zur Wirklichkeit sind nicht auseinanderstrebende, sondern gleichgerichtete Ziele. Es ist klar, wie sehr in dieser Beziehung gerade an jenem Teil des weiblichen Geschlechtes gesündigt wird, dem die Ehe in erster Linie als eine Möglichkeit zum Ausweichen vor der Wirklichkeit gepriesen wird, und wie unzulänglich alle Anschauungen sind, die zwischen der Wehrhaftigkeit der Frau in der größeren Gemeinschaft und ihrer Geschlechtsrolle eine Gegensätzlichkeit konstruieren. Diese Gegensätzlichkeit besteht nur dann und insofern, als die Frau die Eroberung der Wirklichkeit nur in einer Protesteinstellung gegen den Mann vollziehen kann. Diese Protesteinstellung wirkt sich dann naturgemäß auch im erotischen Programm der Frau aus. Nicht die Befreiung der Frau „zerstört“ die Ehe, sondern die Unter-

drückungstendenz des Mannes, mit welcher die Frau noch immer bei allen ihren Schritten rechnen muß. Je selbstverständlicher für die Frau die Eroberung der Wirklichkeit wird, je „natürlicheren“ Charakter die Angleichung an den Mann auf allen Gebieten gesellschaftlicher Leistung erhält, desto tragkräftiger und innerlich reicher werden die Beziehungen der Geschlechter, desto reifer wird die Frau für ihre Rolle als Gattin und Mutter.

Zum Problem der Vorbereitung auf die Ehe gehört wohl auch die Freiheit zum erotischen Experiment. Wie bei allen Aufgaben des Lebens sind auch in der Liebe Erfahrungen, Kenntnisse, Erlebnisse notwendig und förderlich, um zu einem günstigen Erlebnis zu gelangen. Jede Gesellschaft kennt bestimmte Formen, in denen sich das erotische Experiment, das Liebestraining der jüngeren Generation vollzieht. Daß gerade in der Liebe das Experiment mit Tücken und Gefahren verbunden ist, erhellt aus der Natur der Sache. Es erscheint jedoch zweckmäßiger, die Jugend auf diese Gefahren richtig vorzubereiten und ihr Mut zu machen, als sie durch Übertreibung der Gefahren und Verheimlichung der Wahrheit zur Zaghaftigkeit und zur Hilflosigkeit zu erziehen. Es gibt wohl in der Liebe keine Gefahr, mit der ein mutiger und gut vorbereiteter Mensch nicht fertig werden könnte; die größte Gefahr in der Liebe ist noch immer eine schlechte Ehe, an der sehr oft nur mangelnde Erfahrung die Schuld trägt.

Zusammenfassend können wir sagen: Erziehung zur Ehe ist gleichbedeutend mit Erziehung zur Gemeinschaft und zur Wirklichkeit. Jede Ehe muß versagen, die zum Kriegsschauplatz eines Geltungskampfes wird und zur Flucht vor der Wirklichkeit dient (wobei Prestigebedürfnis und Angst vor der Wirklichkeit Hand in Hand gehen). Jede Ehe wird gelingen, die von wehrhaften Menschen im Willen zur Gemeinschaft geschlossen wird. Erotische „Komplikationen“ sind Spiegelfechterei und Verkennung der wirklichen Zusammenhänge.

2. Liebeswahl; Ehestörungen; Ehebruch.

Wenn es auch von der Einwirkung des Einzelnen unabhängige Umstände (z. B. Abstammung, Kulturmilieu) geben mag, welche den Aufbau einer Ehe fördern oder hemmen, so ist es in der Regel unrichtig, die Gründe für das Versagen einer Ehe anderswo als in der Einstellung der Partner zu suchen. Äußere Umstände können nur dann ungünstig auf die Ehe einwirken, wenn sie als Vorwand und Mittel in einem bereits entfesselten Geltungs- und Machtkampf verwendet werden. Dort, wo man den Eindruck gewinnt, als ob ein plötzlich hinzutretendes neues Ereignis (Wechsel der äußeren Verhältnisse, Ehebruch) die Ehe gestört hätte, wird dieser Eindruck durch eine unvollständige Betrachtungsweise bedingt. Es wird sich allgemein ergeben, daß die Beziehungen der Ehegatten zueinander von vornherein ungeeignet waren, eine Ehe zu tragen, und daß die Beteiligten gleichsam bloß auf eine Gelegenheit gewartet hatten, um die in ihnen schlummernden Gegensätze auszutragen. Alle Berichte über die vorher bestandene gute Gemeinschaft, die durch eine Katastrophe umgestürzt wurde, sind mit einem Fragezeichen zu versehen. Sie dürfen uns nie davon abhalten, die Ursache der Katastrophe in der Vorgeschichte zu suchen.

Meistens mündet diese Vorgeschichte in das Problem der Liebeswahl. Der Standpunkt, von dem aus der Einzelne den Ehepartner sucht, steht sehr oft im Widerspruch mit dem Ziel einer gesunden Ehe. Eine gleichmäßige Atmosphäre der seelischen Förderung und Hilfe kann in der Ehe wohl nur dort gewährleistet sein, wo die Ehegatten keinen Erschütterungen und unerträglichen Belastungen des Selbstgefühls ausgesetzt sind. Zu diesem Ziel steht jede Liebeswahl in Widerspruch, die ein irgendwie betontes Verhältnis der Über- und Unterordnung verlangt. Die Fixierung auf einen bestimmten „Typus“ erfolgt auf Grund einer Orientierung, bei welcher das Selbstgefühl des Einzelnen am leichtesten auf seine Kosten zu kommen glaubt. In diesem Sinne entstehen die Ideale der „schwachen Frau“, des „starken Mannes“, der „Jungfrau“, der überlegenen Frau“ usw.

Auch dort, wo die Überlegenheit beim Partner gesucht wird, spricht das Geltungsbedürfnis ein entscheidendes Wort mit.

Es ist das Geltungsbedürfnis der Schwachen, das Geltungsbedürfnis derer, die sich auf Kosten anderer mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen bestrebt sind, das auf diesem Umweg der erotischen Bindung des Stärkeren sich durchzusetzen versucht.

Über das Wesen der Liebeswahl können auch Gefühle, die sie begleiten (Verliebtheit, sexuelle Hörigkeit) nicht hinwegtäuschen. Es gilt auch hier, daß „Gefühle keine Argumente" sind. Der Einzelne hat jene Gefühle, die er im Dienste seiner Zielsetzung (Selbsterhöhung, Machtgewinn) braucht, und er hat sie so lange, als eine Situation dieser Zielsetzung entgegenkommt. Das Arrangement erotischer Gefühle unterstreicht jene Orientierung, die dem bereits vorhandenen Lebensplan die brauchbarste Sicherung verspricht. Gegenseitiges „Verständnis" mag auch nicht zur Gründung einer Liebes- und Schicksalsgemeinschaft, wie sie die Ehe bedeutet, ohne weiteres genügen, solange man nicht weiß, in bezug auf was sich die gemeinsame Einstellung richtet. Erfolgt der Zusammenschluß auf der Linie der gleichen Distanz vom Leben, der gleichen Entmutigung, verwandter Entwertungstendenzen oder Prestigestrebungen, so wird die Ähnlichkeit der Einstellung vorerst nur zu einer gegenseitigen Steigerung in der Ausübung schlechter Spielregeln führen. Da Entmutigung, Angst vor dem Leben, Überschätzung von Prestigefragen Hand in Hand gehen mit Tendenzen zur Drückebergerei, zur Ablehnung von Verantwortlichkeiten und zum Abschieben von Bemühungen, kann auch das beste Verständnis eine Gemeinschaft nicht von den Keimen des Trotzes, der Opposition, der gegenseitigen Unterdrückung reinigen, die dann gerade durch jene Strebungen bedingt sind, die zum Verständnis führen. Man wird von einer guten Liebeswahl am ehesten da sprechen können, wo die Partner auf der Linie einer gleichgerichteten mutigen Einstellung auf die Aufgaben des Lebens zueinander finden.

Dichtung, Folklore, öffentliche Meinung beschäftigen sich immer wieder mit dem Problem der erotischen Untreue, des erotischen Verrats, des Ehebruches. Wir verwiesen bereits darauf, daß das Problem überall dort falsch gesehen wird, wo es anders denn als ein Problem des Selbstgefühls betrachtet wird. Erotische Kämpfe sind Kämpfe um Persönlichkeits-Positionen, um Selbstwert-Bedingungen, um Selbsterhöhung. Darin liegt

die tiefe Bedeutung begründet, die sie für den Einzelnen haben mögen, die Macht, welche Partner in der Liebe aufeinander ausüben, die moralische Verantwortung, die sie voreinander tragen. Die Gefahr der erotischen Untreue ist dadurch bedingt, daß sie sich stets als ein Attentat auf das Selbstgefühl des leidenden Dritten darstellt.

Man könnte zwei Typen von „Ehebrechern" unterscheiden, die für beide Geschlechter gelten. Der Hauptanreiz für erotische Untreue stammt aus der Anschauung vom „Männerprivileg", die sich oft als Dogma vom „polygamen" Mann gibt. Der Mann, der sein „Männlichkeitsideal" der Logik menschlichen Zusammenlebens als starre Formel entgegenstellt, wird leicht jede Einschränkung seiner erotischen Freiheit als Druck auf sein Selbstgefühl empfinden, dem er nur durch Beweise seiner Unabhängigkeit entgegenzutreten vermag. Er wird diesem Zwange um so leichter verfallen, je krasser das Männlichkeitsideal als Fetisch und Leitstern seines Lebens hervortritt, letzten Endes: je stärkere Minderwertigkeitsgefühle seinem gesamten seelischen Verhalten zugrunde liegen. Der Schwächling, der in jedem Don Juan schlummert, kommt über seine Angst vor der Frau nur durch gehäufte Bestätigungen seines männlichen Wertes hinweg. Der Selbstbestätigungszwang sucht sich unverantwortlich zu machen, indem er sich als spontane Triebhaftigkeit verkleidet. Das weibliche Gegenstück zum Don Juan ist die „Hetäre", welche den erotischen Erfolg zur Wiederaufrichtung ihres bedrohten Selbstgefühls immer wieder benötigt. Daß dieser Typus wegen der besonderen Bedeutung, welche die erotische „Eroberung" für ihn erlangt, das Liebesproblem nur widerstrebend als Gemeinschaftsproblem erleben und bewältigen wird, liegt in seiner gesamten Einstellung begründet.

Undurchsichtiger sind die Motive bei jenem Typus, der zwar scheinbar die Ehe bejaht — etwa als Liebesehe oder Neigungsehe —, aber zu keiner inneren Aussöhnung mit dem Ensemble von Bedingungen, welche die reibungslose Entwicklung einer Ehe garantieren, gelangt ist. Gerade in unserer Kulturperiode, in der sich eine vielfach wohltätige, weil den Anpassungsschwierigkeiten des Menschen Rechnung tragende Toleranz in Liebesangelegenheiten durchgesetzt hat, ist dieser Typus nicht selten vertreten. Die Erkenntnis der wesentlichen Zusammen-

hänge hält mit der Toleranz keineswegs gleichen Schritt, so daß letztere oft nur als Kehrseite des Zwanges verstanden und mißbraucht wird. Die Angst vor der Ehe fühlt sich durch die Toleranz zur Ausbildung von Kunstgriffen, moralischen Anschauungen und Leitgedanken verleitet, welche die innere Logik der Ehe allzu leicht vergewaltigen. Nur richtige Einsicht soll und kann den Zwang ersetzen und die gesellschaftliche Toleranz fruchtbar auswerten. Solange diese nicht besteht, wird es dem Einzelnen schwer gemacht, auf die letzte Reserve der Willkür, auf den Rest von Trotz zu verzichten, der ihm zur Durchsetzung seines Persönlichkeitsideals unentbehrlich erscheint. Aus dieser ungenügenden Zielsetzung heraus werden jene Ehen geboren, die gleichsam „viel schlechter sind, als sie sein könnten“, weil die Beteiligten die Möglichkeit des Ausbruchs, die stets offene Hintertür, andauernd in ihre Kalkulationen einsetzen. Schwächere Bemühung dort, wo gewissenhaftere Besinnung bei auftauchenden Schwierigkeiten am Platze wäre, Abstumpfung des Verantwortungsgefühls, steigende Entfremdung sind notwendige Folgen. Die offene Hintertür wird als wesentlicher Bestandteil des Lebensplanes so stark überschätzt, daß die Partner über die zögernde Attitüde der Annäherung nicht hinwegkommen, und daß sich, anstatt einer Logik der Gemeinschaft, eine fortschreitende Logik des Auseinanderstrebens durchsetzt. Es mag dann die Beteiligten, wenn sie aus gesteigerten Konflikten heraus ihr erotisches Selbstgefühl in die Untreue retten, die Tatsache ihrer trotz aller günstigen Aussichten zerstörten Ehe wie ein unverständliches Verhängnis überrumpeln. Und wenige werden es nicht erleben, daß die Ehe durch die bloße Tatsache ihres Bestandes zuviel soziale Werte und Folgen zeitigt, die der willkürlichen Behandlung widerstreben, um ihre Zertrümmerung als jene Bagatelle erscheinen zu lassen, als welche die Radikalen der Toleranz die erotische Untreue selbst hinstellen möchten.

Der Verzicht auf die Erotik als Ausrede, wo größere Schwierigkeiten drohen, denen der Einzelne sich nicht gewachsen fühlt, als Mittel zur Verschleierung eines Rückzugs, als Kunstgriff zum Machtgewinn und zur fiktiven Erweiterung des Geltungsbereiches der Persönlichkeit wird diesem Typus um so schwieriger gemacht, als die objektiven Schwierig-

keiten des Lebenskampfes, die allgemeine Unsicherheit der Daseinsbedingungen wachsen. Der erotische Konflikt empfiehlt sich als eine Art letzte Reserve des Selbstgefühls, das hinter dem Schleier willkürlich gesteigerter Schwierigkeiten die wirkliche Schwäche des Menschen im Lebenskampf weniger scharf ins Bewußtsein treten läßt. Dieselbe Funktion kann natürlich auch die schlechte Ehe ohne Rivalitätskonflikte übernehmen. Die endlose Variabilität und willkürliche Deutungsfähigkeit erotischer Konstellationen und Banalitäten schafft jedoch ein bequem gangbares Nebengeleise, das um den Hauptkriegsschauplatz des Lebens in weitem Bogen herumführt. Die Stellungnahme den Schwierigkeiten des Lebens gegenüber ist wohl auch nur durchaus relativ zu verstehen, unmittelbar bedingt durch das Maß von Selbstvertrauen des Einzelnen. Es mag erst dann gelingen, die in der Atmosphäre der Toleranz aufgewachsene Generation vor kostspieligen Ehe- und Liebeskonflikten zu bewahren, wenn neben der Forderung nach menschlicher Rücksicht und Verantwortung in der Liebe das Training zum mutigen Anpacken der Lebensaufgaben sich als allgemeine Forderung durchsetzt. Auch in Fragen der Ehe gilt als erste Voraussetzung einer gesunden Entwicklung: Abbau der Entmutigung und des kompensierenden Machtstrebens.

3. Ehelosigkeit.

Angesichts der eindeutigen individual-psychologischen Befunde, die uns der Typus des Junggesellen und der Junggesellin vermittelt, kann man es als eine unerlaubte Bagatellisierung des Problems der Ehelosigkeit, zu der breite Schichten der Bevölkerung verurteilt scheinen, bezeichnen, wenn man die Ehelosigkeit vieler Frauen und Männer auf das bloße bevölkerungsstatistische Mißverhältnis zurückführen wollte, das in vielen Ländern zum Nachteil des einen oder des anderen Geschlechtes besteht (in Deutschland zählte man 1925 2,3 Millionen mehr Frauen als Männer). Die bevölkerungsstatistischen Tatbestände machen die psychologische Betrachtung der Ehelosigkeit weder im allgemeinen noch in jedem

einzelnen Falle überflüssig. Die Beziehung zwischen Statistik und Psychologie der Geschlechter ist folgendermaßen zu denken: das Überwiegen des einen Geschlechtes (z. B. der Frauen in Deutschland) schafft nicht unmittelbar für den Einzelnen, sondern allgemein für das ganze Geschlecht ungünstigere Bedingungen bei der Gattenwahl. Die gesamte erotische Atmosphäre wird in Sitte, Anschauungen, Gewohnheiten im Sinne der Bevorzugung des schwächeren Kontingents beeinflußt, der „Liebesmarkt" steht mit seinen durchschnittlich geltenden Spielregeln unter entsprechendem Druck. Die Gesamtheit der Bedingungen, die den Prozeß der Annäherung der Geschlechter beeinflussen, gilt jedoch innerhalb eines bestimmten Volkskreises für alle Angehörigen desselben in gleicher Weise. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheinen uns nur jene Individuen zur Ehelosigkeit prädestiniert, die bei der Werbung um den Liebespartner im Vergleich zum Durchschnitt benachteiligt sind. Angesichts der großen Mannigfaltigkeit der sozialen Möglichkeiten müssen wir diese Benachteiligung wohl stets in einer seelischen Gehemmtheit suchen, die den Einzelnen konkurrenzunfähig macht. Praktisch gilt der Satz: daß jeder heiratet, der heiraten will! Soziale, wirtschaftliche oder persönliche Behinderungen wirken sich nur dort aus, wo sie als Elemente eines von der Angst vor dem anderen Geschlecht beeinflußten Lebensplanes verarbeitet werden.

Wenn man sich die mannigfaltigen Tendenzen verschiedenster Art, die den Einzelnen bei seiner Stellungnahme zum Problem der Ehe unmittelbar beeinflussen, in Betracht zieht, ist es kaum möglich, einen sicheren Maßstab dafür zu gewinnen, wie das ungünstige quantitative Verhältnis den Werbungsprozeß tatsächlich beeinflußt. Denn dieser Einfluß kann nur indirekt, in einer für den Einzelnen nicht wahrnehmbaren Form zum Ausdruck kommen. Solange im Lager beider Geschlechter breite Schichten aus eindeutigem seelischen Negativismus ehelos bleiben, scheint noch gar nicht jene Grenze erreicht, innerhalb der die Auswirkung des quantitativen Verhältnisses der Geschlechter zueinander zur Geltung kommen könnte. Jede quantitative bevölkerungspolitische Betrachtung des Eheproblems scheint an der einfachen Erwägung zuschanden zu kommen, daß, solange nicht alle Individuen des weniger zahlreichen Geschlechtes den Weg zur Ehe gefunden

haben, von einer quantitativ bestimmbaren Benachteiligung des anderen Geschlechtes noch gar nicht die Rede sein kann.

Trotzdem ist ein Einfluß des quantitativen Mißverhältnisses auf die Psychologie der Geschlechter innerhalb eines bestimmten Volkskreises nicht von der Hand zu weisen, wenn er sich auch nicht auf jenem einfachen Wege durchsetzen mag, der dem einzelnen Vertreter des benachteiligten Geschlechts vorschwebt, wenn er seine Ehelosigkeit mit Hinweis auf das errechenbare Kontingent von Ehelosen zu erklären versucht. Im Einzelfall bleibt noch immer die Frage offen: warum hast gerade du dich zu dem Kontingent der Ehelosen geschlagen, während die anderen den Weg zum anderen Geschlecht fanden! Der Druck, der durch ein tatsächlich gegebenes Mißverhältnis auf die Beziehungen zwischen Mann und Frau ausgeübt wird, wird sogar größer sein, als den Zahlenverhältnissen allein entspricht, und wird sich in einer allgemeinen Herabsetzung der Ehefähigkeit b e i d e r Geschlechter auswirken. Man kann von einer fatalen gegenseitigen Steigerung der Liebeshemmungen sprechen. Wenn die größten Schwierigkeiten in den Beziehungen der Geschlechter durch die Machttendenzen geschaffen werden, die Feindschaft legen zwischen Mann und Frau, so muß jede durch äußere Umstände bedingte Bevorzugung des einen Geschlechtes zu ungunsten des anderen diesen seelischen Antagonismus steigern. In einem Lande wie Deutschland z. B., in dem das tendenziöse Männlichkeitsideal, das Männerprivileg, die Beziehungen der Geschlechter noch außerordentlich erschwert, muß die durch den Überschuß an Frauen in der Bevölkerung geschaffene Bevorzugung des Mannes bei der Liebeswerbung die Gegensätzlichkeit von Mann und Frau verstärken und eine bereits infolge der kulturellen Belastung durch das Mannesprivileg ungünstige Situation nach derselben ungünstigen Richtung hin in potenziertem Sinne beeinflussen. In den im Lager beider Geschlechter vorhandenen starken homosexuellen Strebungen sehen wir dann diesen tendenziösen Antagonismus auf die Spitze getrieben. Die Geschlechter, die zum Teil nicht zueinander k ö n n e n, w o l l e n sich außerdem nicht finden, weil das Nichtkönnen alle Voraussetzungen, die den Willen zur Werbung schwächen, verschärft.

Die Ehehemmungen, die zur Ehelosigkeit führen, werden

zum größten Teil durch die Angst vor der Liebe bedingt, die aus einer ursprünglichen Entmutigung heraus als besonders gefahrvoll aufgefaßt wird, als eine Gelegenheit zu persönlichen und sozialen Niederlagen. Angst vor Unterdrückung, vor Einschränkung der persönlichen Freiheit unterstützen die zögernde Attitüde. Am deutlichsten tritt uns die Angst vor der Liebe in der Form der Entwertungstendenz dem anderen Geschlecht gegenüber entgegen. Die Liebe wird nicht ausdrücklich abgelehnt, die Liebeswahl jedoch von so komplizierten, innerlich widerspruchsvollen Bedingungen abhängig gemacht, daß die Wirklichkeit ihnen niemals zu entsprechen vermag. Empfindlichkeiten moralischer, physiologischer Art werden zum Zweck der Ablehnung jeder Liebeserfahrung gezüchtet, billige Sentenzen bereitgehalten, zu deren Unterstützung und Bestätigung alle ungünstigen Beobachtungen sorgsam zusammengetragen werden. Gegenteilige Erfahrungen werden dem Bewußtsein unterschlagen. Die Selbstblockade wird mit zunehmendem Alter immer strenger und lückenloser durchgeführt, es sei denn, daß später das Alter einen hinlänglich triftigen und augenfälligen Grund liefert, so daß sich der Liebesfeind eine scheinbar konziliantere Haltung erlauben darf. Starkes Machtstreben, aus unsicherem Selbstgefühl geboren, ängstliche Bedachtsamkeit um die eigene Prestigesituation, mangelndes Zutrauen in bezug auf die eigene Fähigkeit, gesteigerte soziale Belastungen und Verantwortungen zu tragen, können stets aus dem erotischen Negativismus herausgelesen werden. In dieser Tendenz zur Drückebergerei und zur Einschränkung des Kriegsschauplatzes, die auch unter dem Scheine der Unbeständigkeit, des allzu gierigen Liebeshungers auftreten kann, liegt die allgemeine charakterologische Bedeutung der Ehehemmung. Der Junggeselle ist ein Typus, der besonders starre und gut funktionierende Sicherungen braucht, um sein Leben zu bestehen.

Es liegt im Verhältnis der Geschlechter innerhalb unserer männlich eingestellten Kultur begründet, daß die Angst vor Liebe und Ehe als Angst vor Unterdrückung und Niederlage besonders oft bei Frauen in Erscheinung treten wird. Ein sonderbares Vergeltungsgesetz spricht sich darin aus, daß gerade jene Frauen, die den Weg zur sozialen Leistung, zu Beruf und Arbeit finden und berufen erscheinen, besonders wertvolle

Kameradinnen des Mannes auch in der Ehe zu werden, sehr leicht in eine ablehnende Haltung der Ehe gegenüber verfallen. Nicht nur, daß sie bei ihrem Kampf um einen Platz in der Wirklichkeit die Feindseligkeit des Mannes sehr oft zu spüren bekommen. so daß sie sich in ihrer vorsichtigen Attitüde und Protesthaltung bestärkt fühlen, — bei dem berechtigten Wunsch, Ehe und Beruf zu vereinigen, stoßen sie auf die Unzulänglichkeit sozialer Institutionen, die der Frau den Mutterberuf keineswegs erleichtern, auf das leicht gereizte Konkurrenzgefühl des Mannes, das sich in offenen und versteckten Formen gegen die Gleichstellung der Frau in der Ehe wehrt. Künstlich gezüchtete und aus Eigensucht verstärkte Vorurteile gegen die verheiratete Frau in vielen Berufen erschweren dem weiblichen Geschlecht — und zwar gerade dem fortschrittlichen Teil desselben — den Weg zur Ehe. So wenig die Tendenzen bejaht werden können, die auf irgendeine Weise zur Einengung des Aktionsradius des Menschen und zu innerer Verarmung beitragen, so wenig ist der Gedanke von der Hand zu weisen, daß in unserer Zeit die Angst vor der Ehe beim weiblichen Geschlecht sehr oft einen kulturell positiven Akzent trägt. Es wird im Einzelfall selten die Entscheidung schwer fallen, ob im Entschluß zur Ehelosigkeit mehr S t ä r k e oder S c h w ä c h e liegt: Der ganze Mensch, der vor uns agiert, und der uns zeigt, was er sonst mit seinen Kräften anzufangen versteht, spricht eine für jeden Kundigen beredte Sprache. Stets ist jedoch die Lage so, daß die Auflösung tendenziöser Übertreibungen im sichernden Vorausdenken zur Lockerung der Protesthaltung und zur Steigerung der Konkurrenzfähigkeit bei der Liebeswerbung führt. Angst vor der Ehe, als Angst vor dem Kinde verkleidet, wird stets als Zeichen starker Mutlosigkeit und tiefer Minderwertigkeitsgefühle zu gelten haben. Viele Phobien und Beschwerden (Medikamentenphobie, Geruchsanomalien, Menstruationsbeschwerden, peinliche Schwangerschaftsphantasien) erweisen sich als im vorhinein geübte Sicherungsmaßnahmen gegen eine gefürchtete Situation, mit welchen sich das ängstliche Persönlichkeitsgefühl in warnendem Vorausdenken beschäftigt.

Die Absperrung wird oft, weniger durchsichtig, unter Verwendung eines unangenehmen Erlebnisses durchgeführt.

Liebesenttäuschungen, durch Tod oder Unbeständigkeit des Partners zerschlagene Hoffnungen werden zum Vorwand genommen, um unter dem Schein großer Liebesfähigkeit und Liebesbereitschaft die Flucht vor der Liebe zu inszenieren. Der Zufall, das Fatum, das die Begegnung mit dem geeigneten Partner verhindert, werden zu Hilfe gerufen, wo die Einsicht in die eigene Passivität fehlt. Regelmäßig sind mit einer solchen Einstellung Entwertungstendenzen gegen jene enthalten, welche den Weg der Werbung nicht scheuen, worin der Zweifel an der eigenen Konkurrenzfähigkeit deutlich zum Vorschein kommt. Geringe Anomalien des Körperbaues werden ausgenutzt, um die eigene Eheunfähigkeit zu konstruieren. Zu den Kunstgriffen der Angst vor der Ehe gehört auch die Bindung an einen aus irgendeinem Grunde eheunfähigen Partner (die unglückliche Liebe, die Bevorzugung verheirateter Männer, Gerontophilie, Vorliebe für feminine, unentschlossene Männer usw.). Promiskuitätsideen, leichte sexuelle Erregbarkeit, Unbeständigkeit (Nimphomanie) dienen demselben Zweck, entsprechend der Formel: zwei Männer (zwei Frauen) sind weniger als einer.

Alle diese Kunstgriffe können sowohl von Frauen als auch von Männern, die sich der Ehe nicht gewachsen fühlen, angewandt werden, um unter Wahrung der Integrität des eigenen Selbstgefühls der als schwierig empfundenen Entscheidung auszuweichen. Das System der Selbstblockade ist auf eigene Täuschung und auf Täuschung der Umgebung über den wirklichen Sachverhalt gerichtet, der jedoch aus der gesamten Persönlichkeitsentwicklung erkannt werden kann. Die Entlarvung des kulturfeindlichen Wesens aller Macht- und Prestigetendenzen in den Sitten der Einzelnen und der Völker, die Steigerung der Gemeinschaftsfähigkeit der Menschen, wird auch die stärkste Quelle aller Ehehemmungen zum Versiegen bringen: den Kampf der Geschlechter, der das Land der Liebe in ein Schlachtfeld verwandelt, anstatt die Früchte der Menschlichkeit auf ihm zu ernten.

Druck von A. Seydel & Cie. Aktiengesellschaft, Berlin SW 61

